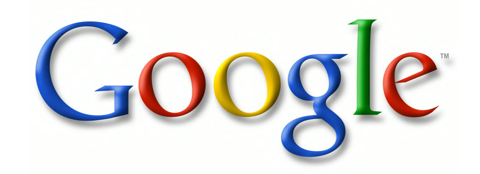
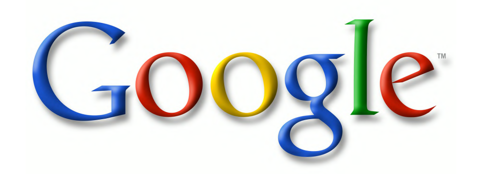
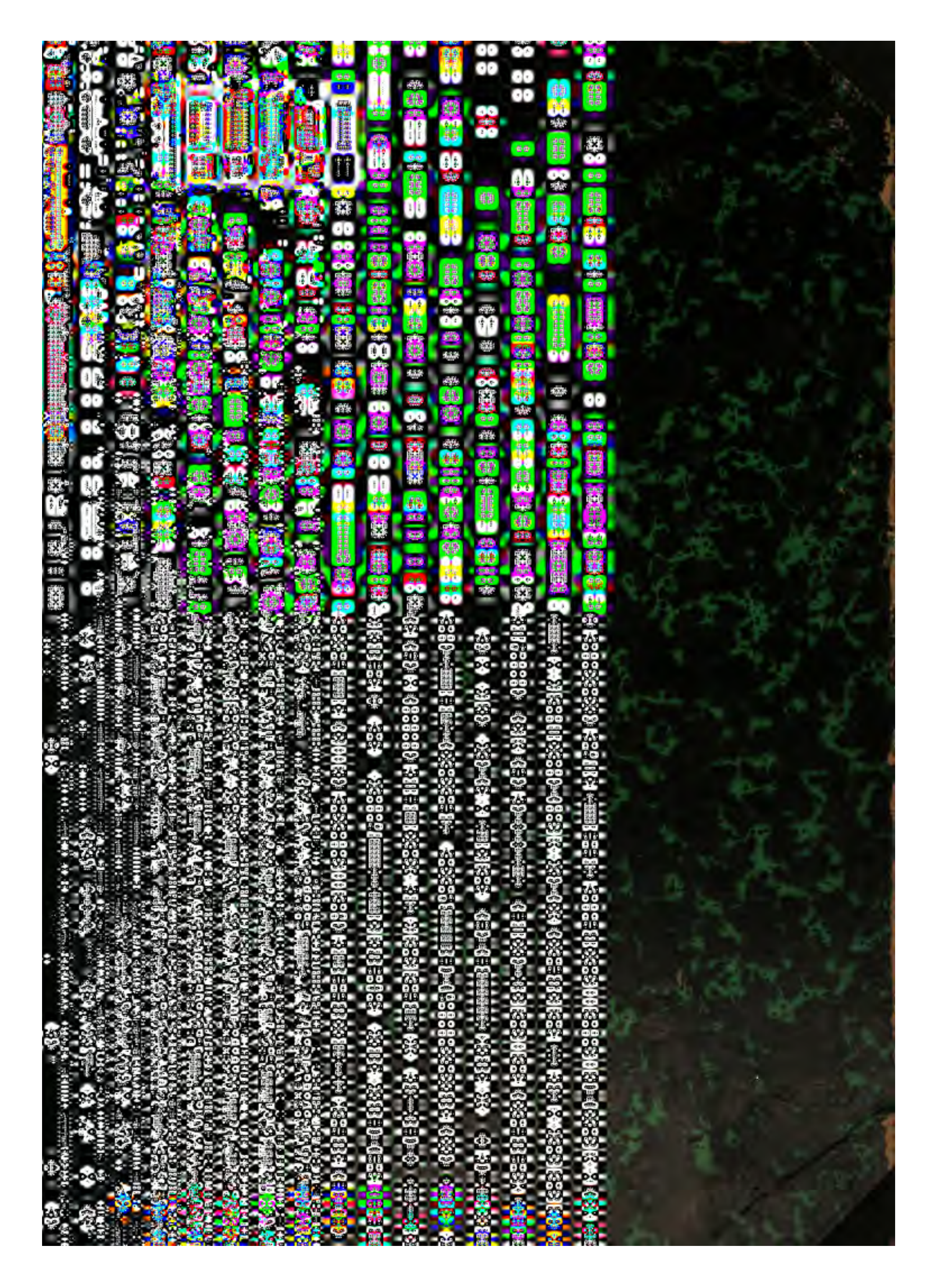
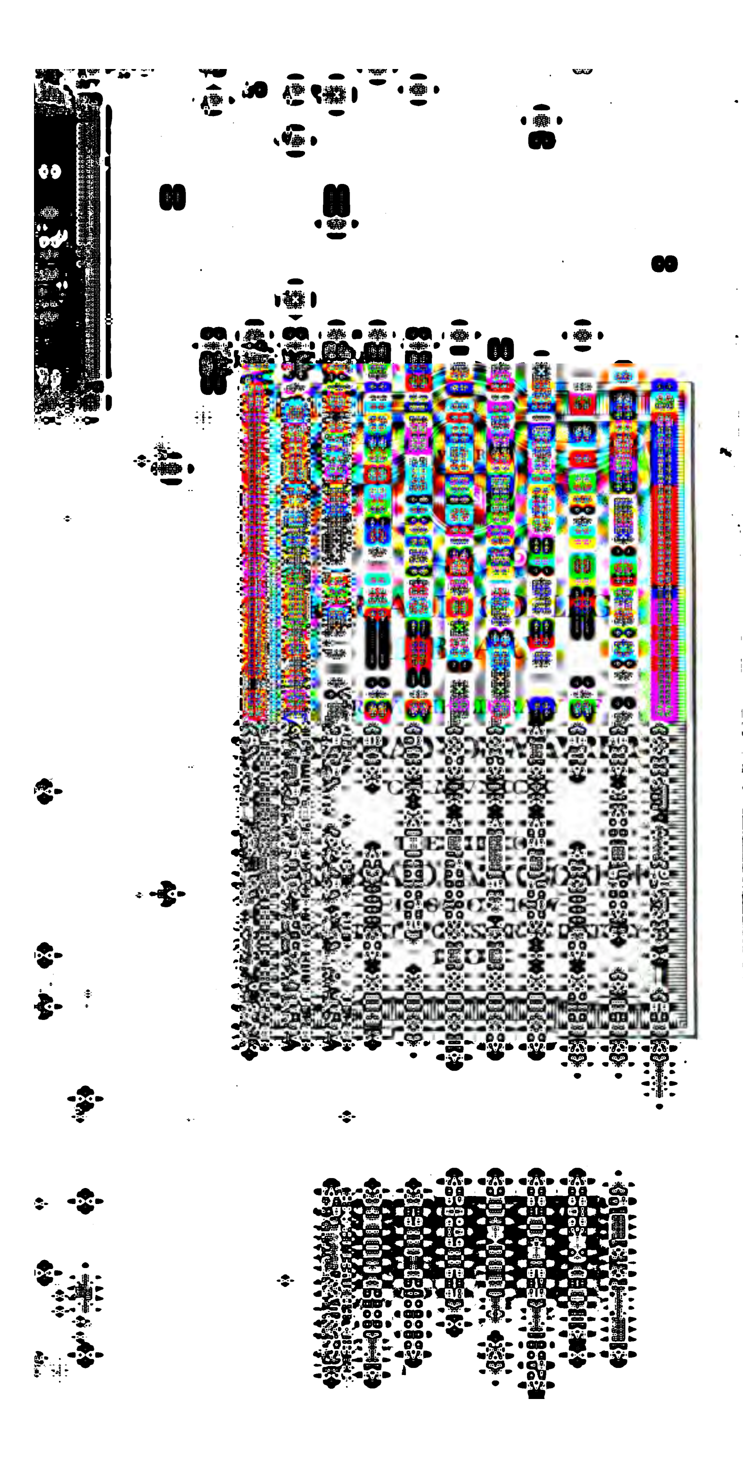
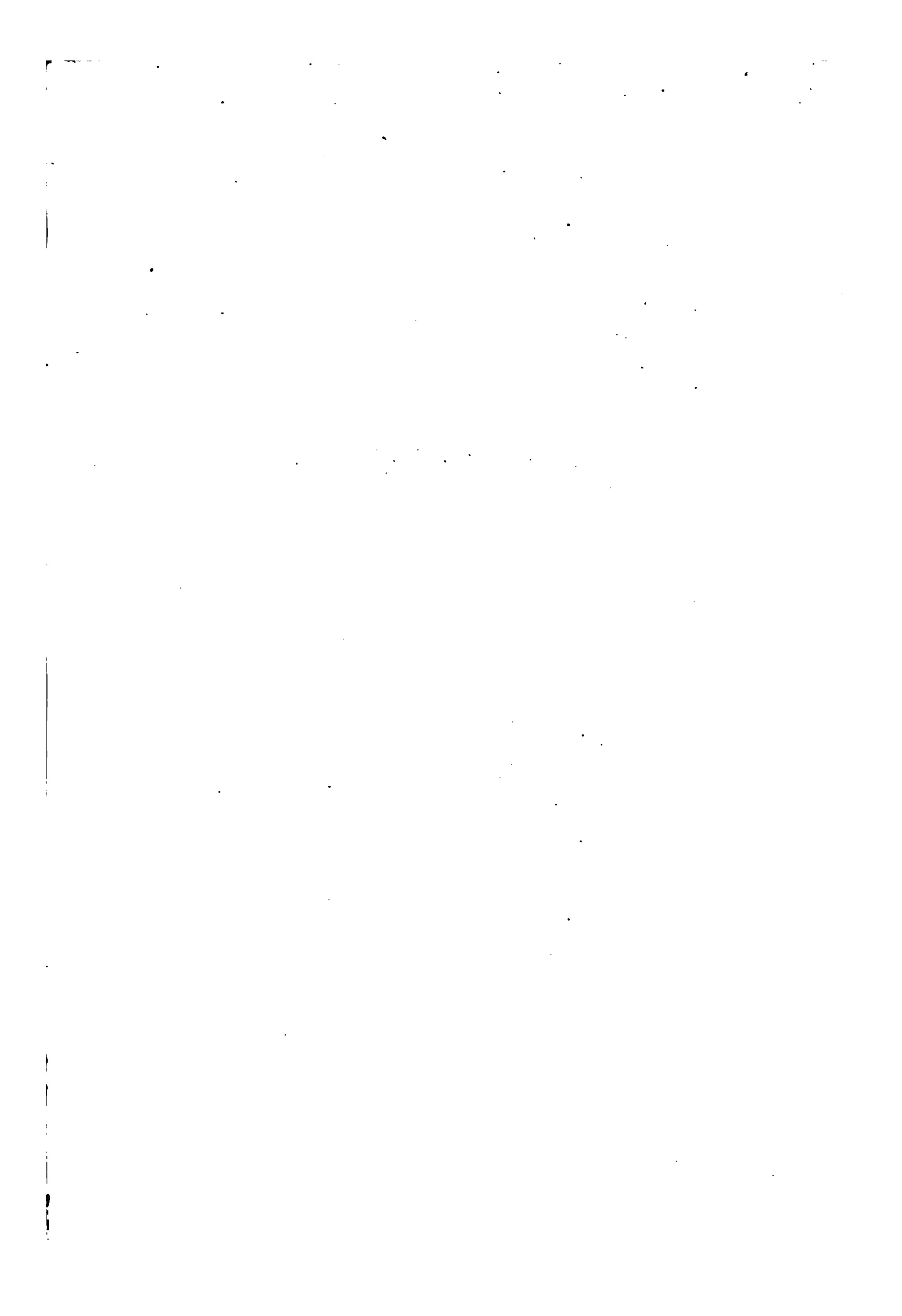










Tirols

lung.



Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdruckerei in Innsbruck.

Meinem lieben Freunde

Dr. Ludwig von Hörmann

Director der k. k. Universitätsbibliothek

gewidmet.

Vorwort.

Kurz soll dasselbe sein, namentlich bei einem solchen Büchlein. Einen guten Theil der folgenden Aufsätze könnte ich wol als „Kinder der Mußestunden" bezeichnen. Als einem treuen Sohne meines Heimatlandes war es mir schon seit meiner Jugendzeit eine liebe Erholung, hie und da die strengen Arbeiten meines eigentlichen Fachgebietes durch kleine „Tirolensien" zu unterbrechen, welche weit zerstreut in verschiedenen Zeitschriften und Festgaben veröffentlicht wurden. Die Mahnung lieber Freunde, doch auch diese Kinder einmal zu einem Kreise zu versammeln und die Lockung, dabei manche schöne Erinnerung wieder wachzurufen, reiften endlich den Entschluss, in diesen Ferien Erholungsstunden, durch welche bisweilen eine schwierige Liviusarbeit unterbrochen werden musste, der Zusammenstellung der vorliegenden Auswahl zu widmen. Die Schrift über Dom- und Stiftschulen Tirols im Mittelalter habe ich nicht aufgenommen, weil sie schon als Rectorsrede in demselben

Verlage 1896 in schöner Ausstattung erschienen war. Ich fügte den einzelnen Partieen das Jahr der Entstehung, manchmal, wo es passend schien, nachträgliche Bemerkungen, oder, wie namentlich beim „berühmten Elephanten" und bei den Sagenvergleichen, nicht unbeträchtliche Ergänzungen bei. Wenn das Büchlein dazu beitragen würde, Freunden des lieben Heimatlandes eine angenehme Stunde zu bereiten, vielleicht manche derselben auch zu weiterer Forschung über einzelne Gebiete anzuregen, so wäre mein Wunsch erfüllt.

Innsbruck, am St. Michaelstag 1898.

K. Z.

Aus dem Fersina-Thale.

I.

(1870, 1872.)

Dass das deutsche Element im Süden sich einst viel weiter erstreckte und erst allmälich, zum Theile auch noch in jüngster Zeit, durch das romanische zurückgedrängt wurde, ist eine Thatsache, auf die man schon früher manchmal aufmerksam wurde, die auch seit den Dreißiger-Jahren in verschiedenen Schriften zum Ausdrucke kam, die man aber als eine so ziemlich gleichgiltige Angelegenheit wenig zu beachten pflegte. Erst als das Nationalitäten-Princip sich ernstlich geltend zu machen anfieng und als infolgedessen die Lombardie an Italien gekommen war und aus demselben Grunde auch schon von mancher Seite die politische Trennung der alten Felsenburg Tirol ernstlich angeregt wurde, fing man an, die ganze Tragweite und Bedeutung der Frage eingehender zu erwägen. Da mussten auch alle Diejenigen, denen man Romanenhass gewiss nicht zum

Vorwurfe machen kann, die im Gegentheile eine so gebildete Nation wie die italienische achten und schätzen, allmälich auf ein Mittel denken, wie die gefährdete Einheit des Landes und die Verknüpfung mit dem Hause Oesterreich aufrecht erhalten werden könne.

Und was lag da näher als der Gedanke an das einstige friedliche Zusammenleben der beiden Nationen im Lande, das den alten Völkerpass nicht weniger zierte und interessant machte, als der nordische Bergesriese, der hier auf die südlichen Rebgelände freundlich herabblickt? — was lag näher als die Rückerinnerung an jene Zeiten, in denen man gegenseitige Ausschließung und Anfeindung noch so wenig kannte, dass der Deutsche und Italiener brüderlich vereint zum Schutze des bedrohten Landes ins Feld zogen, in denen es für Jeden als Ehrensache galt, beider Landessprachen mächtig zu sein und in denen man eben infolgedessen auch noch die Wissenschaft so sehr als Gemeingut und Zierde des Gesammtvaterlandes betrachtete, dass Männer, wie der bekannte Archäologe Podestà Benedict Graf Giovanelli, sich bei ihren Arbeiten ohneweiters bald der einen, bald der anderen Landessprache bedienten? Zur Wiederanbahnung eines so schönen Verhältnisses bot sich aber sicher kein anderer Weg, als gewissenhafter Schutz des Bestehenden und endliche Verhinderung eines noch weiteren und allzustarken Vordringens des romanischen Elementes im südlichen Landestheile, da ja gerade dieses in den letzten Jahren jene bedauerliche Spannung wesentlich genährt hatte und eine Art von Racenzwist im Lande in Aussicht stellte. Dass zu diesem Behufe

den deutschen Schulen an der Sprachgrenze und in den Sprachinseln eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden müsse, lag auf der Hand.

Schulrath Stimpel, damals Landes-Schulinspector in Tirol, hat das Verdienst, dass er zuerst die h. Regierung auf die deutschen Gemeinden in Luserna und Palai aufmerksam machte, die, obwol ringsum vom italienischen Idiom umtönt und trotz der italienischen Schule und Seelsorge, so lange und zähe an ihrer deutschen Mundart festgehalten hatten. Diese Gemeinden erhielten auf ihren Wunsch sogleich deutsche Seelsorger und Lehrer. Nicht lange nachher bildete sich in Innsbruck ein Comité zur Unterstützung der deutschen Schulen in Wälschtirol und an der Sprachgrenze, das sich Hebung der diesbezüglichen Schulen durch Vertheilung von Büchern und Lehrmitteln und Ausbildung geeigneter Lehrkräfte zur Aufgabe machte. Schon der erste Aufruf desselben trug erfreuliche Früchte, es flossen Beiträge diesseits und jenseits der Grenzpfähle und Lehrer und Schüler wurden durch diese Theilnahme zu immer regerem Eifer angespornt. Bald verlangten auch andere Gemeinden, die sich in ähnlichen Verhältnissen befanden, wie die früher erwähnten, nach deutschen Schulen, und ihrem Verlangen wurde von der Regierung in gerechter Würdigung der Sache bereitwillig entsprochen. Große Verdienste haben sich in dieser Beziehung der Referent Statthaltereirath Josef v. Erhart und der Landesschulinspector Chr. Schneller erworben.

Bei solcher Lage der Dinge ist es Pflicht eines jeden Gutgesinnten, der Gelegenheit hatte, jene Gemeinden und

ihre Schulen zu besuchen, seine Erfahrungen in die Oeffentlichkeit zu bringen, um so einerseits denjenigen, welche sich bereits am edlen Werke betheiligten, durch Stillung ihrer Wißbegierde den schuldigen Tribut des Dankes zu entrichten und andererseits dem wichtigen Unternehmen neue Theilnehmer zuzuführen. Dieser billigen Forderung möchte auch ich hiemit gerecht werden, nachdem ich in meiner Eigenschaft als Schulinspector mehrere Tage bei jenen deutschen Brüdern verlebte und mir einen Einblick in ihre Schulen sowol, als in ihre Lebens- und Familienverhältnisse verschaffen konnte.

Ich beschränke aber für diesmal meinen Bericht auf die Gemeinden Gereut (Frassilongo) und Aichleit (Roveda), um über sie mit einiger Ausführlichkeit zu sprechen, da sie erst vor Kurzem die deutsche Schule wieder erhielten und darum weit weniger bekannt sind, als die übrigen.

Die beiden genannten Gemeinden liegen hinter Pergine*), in jenem Thale, das von Einigen nach dem Wildbache, von dem es durchwühlt wird, Fersinathal, von Anderen nach einem dort liegenden Dorfe Canezzathal genannt wird, das wir aber unbedenklich Mochenithal heißen wollen, mit welchem Namen es auch von den Umwohnern ganz vorzüglich bezeichnet zu werden scheint. Der vielbesprochene Name „Mocheni“ ist, mag seine Ableitung auch vielleicht noch zweifelhaft sein, in der That nichts Anderes, als eine im Munde

*) Marktflecken, 2 Stunden von Trient, im Valsugana (Südtirol).

der italienisch sprechenden Bevölkerung übliche Bezeichnung für die in der Nähe oder im Lande selbst wohnenden Deutschen; werden ja doch nach mir zugekommenen verbürgten Nachrichten selbst die Bauern des ganz deutschen Eggenthales bei Bozen von den benachbarten italienischen Bewohnern des Thales Fassa „Mocheni" genannt! Welchen passenderen Namen könnten wir also dem in Rede stehenden Thale geben, in dem einst überall die deutschen Töne erklangen, und in dem sich dieselben trotz aller Hindernisse zähe bis auf den heutigen Tag erhalten haben?

Gereut liegt 1½ Stunden von Pergine entfernt, auf dem Mittelgebirge in einem wahren Obstbaumwalde. Ich konnte die Reize der Gegend freilich nur ahnen, da ich im Hochwinter, am 21. Dezember 1869, auf schneebedeckten Wegen hinanstieg; aber trotz alledem kam mir die ganze Umgebung doch so recht heimatlich deutsch vor, dass ich mich unwillkürlich an das höhere Mittelgebirge meiner Vaterstadt Meran erinnerte. Ist es schon im Winter so, wie lieblich muss es dann erst im Sommer auf dieser Höhe sein, dachte ich, und war versucht mit dem Dichter zu wünschen:

Der Himmel ist so hell und blau,
O wäre die Erde grün!
Der Wind ist scharf, o wär' er lau!
Es schimmert der Schnee, o wär' es Thau!
O wäre die Erde grün!

Die Häuser von Gereut sind zerstreut, wie fast überall in diesen Berggemeinden. Eines der ersten, welches uns nach Gewinnung der Anhöhe begegnet, ist

das des Gemeindevorstehers Hofer; hier trat ich mit meinem Begleiter Thomaseth, dem freundlichen und gebildeten Curaten des Ortes, ein, um mich dem Oberhaupte der deutschen Brüder vorzustellen. In einem warmen Stübchen, das zugleich die Kanzlei vertrat, trafen wir den ehrwürdigen Alten. Kaum waren die ersten Worte gewechselt, so war das Gespräch schon im vollen Gange, und flugs stand auch eine Flasche mit ächtem alten Branntweine auf dem Tische, die nach guter deutscher Sitte ohne Gläsergebrauch die Runde machte und die erkälteten Wanderer neu belebte. Einfachheit in Lebensmitteln, Einrichtung und Kleidung ist ein Hauptzug im Charakter dieses guten Völkleins, den ich schon hier in der Wohnung des Bürgermeisters sattsam beobachten konnte. Ein Schluck Branntwein, den sie für außerordentliche Gelegenheiten aufbewahren, oder eine Schale frischer Milch, das ist das Einzige, womit sie den lieben Gast bewirten können; Gläser sind in der Regel so wenig im Gebrauch als bisher die Uhren, von denen erst vor Kurzem die erste Sendung nach Gereut geliefert wurde. Die Wohnung des Gemeindevorstehers unterscheidet sich von den übrigen größtentheils nur dadurch, daſs er auch noch ein besonderes geheiztes Stübchen hat, während sonst gewöhnlich die ganze Familie in der Küche ihren Wohnplatz aufschlägt. Selbst die Kranken muſs man, wie mir der Seelsorger sagte, in der Nähe des Herdes aufsuchen.

Im trauten Kämmerlein des Vorstehers von Gereut hörte ich nun zum ersten Male die Töne des ehrwürdigen Mochenidialektes aus dem Munde eines Einge-

borenen. Ich war um so neugieriger auf die Sprache der Gemeinden auf dieser Seite des Thales, einerseits, da dieselbe noch so wenig bekannt ist, andrerseits, weil Manche, denen die deutschen Schulen ein Dorn im Auge sind, gerade von diesen Dörfern ganz vorzugsweise behaupten wollen, sie seien schon italienisiert, und ihre Sprache einem Deutschen kaum verständlich. Es kostet jedoch ziemliche Mühe, bis man die guten Leute dazu bringt, in ihrer eigentlichen Mundart zu sprechen, was wol daher kommen mag, dass sie so oft den Spott der Umwohnenden hören müssen. Als ich mir das Vertrauen vollständig gewonnen hatte und diese Klänge hörte, wie war ich überrascht über den verhältnismäßig geringen Einfluss, den das fremde Element trotz der nächsten Nähe und trotz der Länge der Zeit auf diesen deutschen Dialekt auszuüben vermocht hatte! Wahre Musik ist es für ein deutsches Ohr, wenn es hier mitten im wälschen Lande manchmal noch die vollen Laute unserer *alten* Sprache vernimmt und sich überzeugen kann, dass es noch heutzutage ebenso ist, wie vor 32 Jahren, als Beda *Weber* über unsere Gemeinden schrieb, „dass sie die deutsche Muttersprache bewahren und daheim ausschließlich als theures Erbgut der Väter in *alten kräftigen* Formen üben." Gott sei Dank, dass diese biederen Männer so zähe an ihrem Erbgut hielten, und dass uns, die wir uns wieder an sie erinnerten, noch nicht das Wort entgegendonnert: „Zurück, es ist zu spät."

Es wäre von mir unverantwortlich, wollte ich, nachdem ich die Neugierde der theilnehmenden Leser auf

einen gewissen Grad gespannt, weiter gehen, ohne wenigstens einzelne Proben von meiner Sammlung über die Mundart gegeben zu haben. Ich stelle daher gleich hier einige in der kürzesten Form zusammen.

Was vorerst die Vocalverhältnisse anbelangt, so ist zu bemerken, dass dieselben im Ganzen und Großen mit jenen des Dialektes in Luserna viele Aehnlichkeit haben. Man sagt z. B. auch hier hait (heute), eard (Erde), fleug (Fliege), veur (Feuer), diarn (Mädchen), poan (Bein), proat (Brod) u. s. w. Vgl. J. B. Zingerle, Lusernisches Wörterbuch S. 9 und 10.

Die Hauptausnahme jedoch, die hier verzeichnet werden muss, bezieht sich auf den Laut A. Derselbe wird nämlich in der Mundart dieser Gemeinden, wie vielfach in Tirol und ganz besonders im Burggrafenamte, sehr gerne verdumpft, während er in Luserna im geraden Gegensatze meist rein und hell klingt. Der Gereuter spricht also z. B. hås (der Hase), glås (das Glas) u. dgl. Vgl. A. Maister, Vocalverhältnisse des Burggrafenamtes S. 5. Zingerle Lus. Wbch. S. 9. Ueberhaupt hat A hier schon sehr viel Boden verloren und spielt eine bei weitem geringere Rolle als in Luserna. A für e wird wol kaum gefunden werden und in Flexions- und Bildungssilben begegnet es sehr selten. Diese Verwandtschaft der zwei Dialekte im Allgemeinen mit einigen, oft nicht unbedeutenden Ausnahmen im Einzelnen, wie sie sich in der Lautlehre darstellt, ließe sich auch durch die Formenlehre und den ganzen Wortschatz verfolgen, — eine sehr natürliche Erscheinung, da alle diese Gemeinden einst wol zweifellos einem und dem-

selben weit verzweigten Stamme angehörten (vgl. Fr. v. Attlmayr in der Ferdinandeums-Zeitschrift 1865), später aber, als sie Oasen deutscher Zunge geworden, sich selbst und den am nächsten liegenden Einflüssen überlassen blieben.

Ich stelle zum Beweise des Gesagten aus der Formenlehre nur das Präsens des Hilfsverbums haben beispielsweise hier zusammen:

Luserna.	Gareit.
i habe, i han	i hon
du hast	du host
er hat	er hot
wiar hab'n, hâm	wir hob'n
ir ande hât	ir hôt
sê hab'n	sei hob'n

Das Interessanteste aber bei einer solchen Vergleichung, die durch den Raum beschränkt nicht auf alle Einzelheiten eingehen kann, bleibt immer der Wortschatz, da aus diesem die einstige Zusammengehörigkeit der Mundarten und die direkte Abstammung vom Altdeutschen einerseits und der größere oder geringere Einfluss anderer Elemente, besonders des wälschen Idioms, andererseits am besten ersehen werden kann. Ich füge daher eine Reihe diesbezüglicher Beispiele ohne weitere Auseinandersetzungen an, indem ich nur noch die Bemerkung voransende, dass ich mit F den Dialekt des Fersinathales auch mit theilweiser Berücksichtigung der letzten Gemeinde Palai, mit L die Lusernische Mundart bezeichne.

ågeler F. achel L. (cimbr. agala, got. ahana) Nadeln der Bäume.
âper F. aeper L. schneefrei. (Schöpf, Tirol. Id. S. 16.)
ampele (it. ampolla) F. L. Flasche.
bàcher, pistur (it. pistore) F. baeck L. Bäcker.
barichten communicieren F. barichtesi L. verrichten. (Schon im Mittelhochdeutschen hat berihten die Bedeutung: „Durch Darreichung des Abendmales zum Tode vorbereiten." Vgl. Müller-Zarncke Mhd. Wbch. I. 642.)
bàlket F. Fenster. (Vgl. Schöpf S. 28.)
brungen Particip v. bringen F. geprengt, gepringt L.
pever (it. pevere) F. pfeffar L. Pfeffer.
plodern schwätzen, murren F. plotarn L. (Vgl. Mhd. ploderen.)
bragen (it. brache) Beinkleider F. pruach L. (Vgl. Mhd. bruoch Zeug, das man um die Hüften bindet, lat. brāca.)
klaffen sprechen. gütle klaffen = leise sprechen (vgl. Mhd. guotlich = sachte). rund klaffen = laut sprechen. „hat er mit ihm klafft?" haben Sie mit ihm gesprochen? F. klapfen L. bes. in schlimmer Bedeutung. (Vgl. Ahd. claffôn).
engelpogen F. L. Ellenbogen. (Vgl. Kluge Et. Wbch. 65.)
ertã F. L. Dienstag. (Vgl. Schöpf S. 108.)
vart, a vart einmal, vielvart oft F. a vert L. (Vgl. Mhd. ein vart, alle vart, zweihundert vart. Ziemann Wbch. S. 534, Müller-Zarncke III. 252.)
fluddern F. L. (cimbr. vludarn), flattarn L. fliegen.
flitterl F. Schmetterling. (Schöpf S. 143.) schratl L.

formas F. L. Mittagsmahl. „wir nô in formas gean in oachleit“ = Nachmittag gehen wir nach Aichleit.
gean F. L. gehen. kâ tål gean = abwärts gehen. kâ heach gean = in die Höhe, aufwärts gehen F. (ka entstand aus Ahd. kakan für gagan, kân, kâ.) auwart gean L. finz gen häusern gean = bis zu den Häusern gehen F. (finz entstanden aus inz = unz, unze. Vgl. Ziemann S. 523, die Form inz findet sich mehrmals in Urbaren.) bis gen häusern gean L. geamar anén, anáus = gehen wir hinüber, hinaus. F.
gahilb bewölkt F. (Mhd. gehilwe, cimbr. gahilbe, Schöpf kilw) gehilbe L.
glâr Gerölle (cimbr. kler, ital. ghiara.) glêr L.
guggen und schauen F. luegen L. (Mhd. luogen.)
g'sund kemmen F. L. gesund werden.
heuw Heu F. Davon der Monatname heuweker = Juli. Die übrigen Bezeichnungen für die Monate sind nach der Angabe des Lokalschulinspektors in Gereut folgende: genner, horning, merz, oberöll, moi, brochet, ax, lester ax, s. micheler, allerheiliger, heiliger andrea. In Palai sagt man statt heuweker (vgl. Mhd. höuwe) höuwiger.
hemat F. L. Hemd. In L. dafür auch pfoat (mhd. pheit.) In Gereut aber hat, wie mir versichert wurde, das Wort pfoat sonderbarer Weise nur die Bedeutung: fettes Schwein oder fetter Mensch. „pfoat namen sie nit, wenn's nit ist a spott.“ (Vielleicht hängt das Wort hier gar nicht mit pheit zusammen und ist eher eine Corrumpierung

von „fett", obwol mir, offen gesagt, in diesem Falle die Aussprache nicht recht erklärlich wäre.)

himmlaz'n F. himmlizen L. F. blitzen. (Schöpf S. 265. Vgl. lazen im Etschlande.)

hörta F. L. immer. (Vgl. Zingerle Lus. Wbch. S. 36.)

hose F. (wie auch theilweise im Mhd.) die Bedeckung des Beines blos von dem Knie bis auf den Fuß, also = Strumpf. (Vgl. Kluge S. 141.)

lichnen F. wahrnehmen (Schöpf derlicknen).

langes F. L. Lenz, Frühling.

münich F. Mönch, bes. Kapuziner. (Ahd. munih, Mhd. münich, lat. monachus.)

oanagel F. uanagel L. Fingernagel.

rearn F. gail'n, gäul'n L. (cimbr. geulen, gellen) weinen.

rîfen F. L. beenden. (Mhd. rîfen maturare.)

segnen F. sich bekreuzen.

schölfern, tschölfern F. frühstücken. (zwölfern? vielleicht ursprünglich von der Hauptmahlzeit?)

tossegart L. (it. tossicato), giftig F. L.

turn Gefängnis F. dafür auch prischaun (it. prigione). Kirchthurm wird durch campanil (it. campanile) ausgedrückt. F. L.

tschainen (it. cenare) F. L. zu Abend essen.

umes F. amasz L. Ameise.

winsche L. (Mhd. winzic = ein wenig.) a körl, a bisl F. ein wenig.

weichen F. weigen L. weihen, segnen, „der pfaff hot die gemoan g'weicht" = der Priester hat die Gemeinde gesegnet. F. weigwasser L. weichwoche,

Charwoche F. weichpfinstig, grüner Donnerstag L. (Vgl. Schöpf S. 808.)

wurst F. Blutwurst. würst, wursta L. Wurst überhaupt. In F. wird in der allgemeinen Bedeutung luganen (it. luganiga) gebraucht.

zâs F. (Palai) Beinkleid, Hose.

zung Zunge, F. L. Sprache. F.

zwisel F. ein zweifach sich theilender Ast. (Mhd. zwisele.)

Zum Schlusse sei hier noch bemerkt, dass die Dorf-, Berg-, Hof- und Familiennamen im Fersinathale zum großen Theile noch heutzutage recht gut deutsch klingen. So heißt z. B. das Dorf S. Orsola, das seinen deutschen Charakter schon fast ganz eingebüßt hat, bei den Mocheni noch immer Aichberg. Von Bergnamen notiere ich beispielshalber: der àlten mō (der alte Mann), schwarzkofl, aussertål, håsenberg, unterberg. Hofnamen: schrofner, taufner, palaier u. ähnl.

Bezüglich der Familiennamen ist zu bemerken, dass auch hier, wie in Luserna (vgl. Lus. Wbch. S. 2), einige derselben sehr oft wiederkehren und häufig selbst in einem kleinen Dorfe eine Reihe von Familien umfassen; die deutsche Abstammung und Form ist aber hier fast durchgehends reiner erhalten, als dort, z. B. Thaler, Weber, Etzel, Hofer (letzteres in der Aussprache gewöhnlich zu Offer verdorben).

Doch nun genug. Schon diese wenigen Beispiele dürften wol sattsam meine oben ausgesprochene Behauptung gerechtfertigt haben, dass das Volk gewissenhaft seine deutsche „Zunge" bewahrt und noch manche

alte, für den Sprachforscher interessante Form lebendig erhalten hat. Dass in die große Mehrzahl der deutschen Wörter sich auch einige italienische eingeschlichen haben, dass die Wortstellung sich mehrfach der wälschen nähert, darüber werden wir uns gewiss nicht wundern, wenn wir bedenken, wie sehr die Leute von allen Seiten vom fremden Idiome eingeschlossen sind, und wie lange sie dem fremden Einflusse anheimgegeben waren; jeder, der desshalb dem deutschen Charakter der Mundart nahe treten will, macht sich in hohem Grade lächerlich.

Wir verlassen nun die Behausung des wackeren Hofer und erreichen in einer Viertelstunde das Centrum der Gemeinde, das Kirchlein und das Pfarrhaus. Es ist dies ein gar herrlicher Punkt auf luftiger Höhe, wo sich das lieblichste Landschaftsbild vor unserem Blicke entrollt; ein großer Theil des Mochenithales liegt ausgebreitet vor uns mit vielen netten Dörflein, und draußen in der Ferne öffnet sich die herrliche Ebene von Pergine, wo der hohe Thurm der gothischen Pfarrkirche freundlich zu grüßen scheint. Wie wohlthuend mag dieser Ausblick erst damals gewesen sein, als Pergine, oder sagen wir lieber „Persen", noch gewissermaßen der Vorort dieser Bergbewohner war, wo sie ihre Hauptkirche hatten, und wo ihnen im Pfarrhaus und in den Familien noch manches deutsche Herz entgegenschlug. Die Wohnung des Seelsorgers in Gereut ist ein kleines einfaches Häuschen, das aber durch die überall herrschende deutsche Reinlichkeit und Gemüthlichkeit einen recht wohnlichen Eindruck macht. Da der Priester persönlich den Unterricht leitet, so ist in seinem

Hause auch die Schule untergebracht, zu welchem Zwecke ein Zimmer zu ebener Erde hergerichtet ist.

Treten wir nun gleich in diese Stube ein, es ist gerade 8 Uhr abends, die Stunde, in der die Abendschule beginnt. Meine Leser glauben wol Kinder zu finden und wundern sich, dass auf diesen Bergen mitten im Hochwinter der Abendunterricht für die Kleinen erst so spät ertheilt wird. Aber nein, die Kleinen, die sind schon lange von ihrer Nachmittagsschule heimgekehrt und haben sich nach allen Winden zerstreut. Die sogenannte Abendschule gilt nur den Erwachsenen, welche dreimal in der Woche nach vollbrachtem Tagewerke sich hier versammeln, um auch dem Geiste seine Nahrung zu geben und sich in der lieben Muttersprache immer mehr zu vervollkommnen. Da finden wir auf den Schulbänken 40 lernbegierige Männer jeder Altersstufe, durchschnittlich vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Da kam mir denn ein interessanter Fall vor, der für mich höchst rührend war, und es wol für jedes andere deutsche Herz in gleichem Maße sein wird. Nachdem ich zuerst einen schon ziemlich bejahrten Mann aus der ersten Bank gerufen und dann einen anderen in der zweiten Reihe, der noch in der vollen Kraft der Jahre stand, geprüft hatte, bemerkte mir der Herr Curat, dass ich hier zufällig Vater und Sohn ausgewählt hätte, und dass er morgen bei der Prüfung der Kinderschule Gelegenheit haben werde, mir auch den Enkel vorzustellen. Also Großvater, Vater und Enkel auf der nämlichen Schulbank, gewiss ein rühmliches Zeugnis für die Lernbegierde unserer deutschen

Brüder! Wie würde sich Karl der Große über diesen ehrwürdigen Großvater auf der Schulbank gefreut haben!

Die Leistungen der guten Männer waren ganz entsprechend, das ganze Verhältnis ein außerordentlich trauliches, und ich wusste wahrlich nicht, ob ich mich mehr über die Schüler verwundern sollte, die müde von der Tagesarbeit ihre einzigen freien Augenblicke hier zum Lernen verwenden, oder über den Lehrer, der, nachdem er den ganzen Tag über als Seelsorger und in der Kinderschule beschäftigt war, noch die späten Abendstunden dem unentgeltlichen Unterrichte der Erwachsenen widmet.

Als um 9 Uhr abends die Prüfung beendigt war, wollten mir die lieben Leute noch eine Freude machen und sangen im Freien vor dem Pfarrhause einige ihrer Lieder. Als ich so mitten dastand unter diesen deutschen Brüdern in der schönen Schneelandschaft und ihre Töne so wundersam durch die Nacht gleiten hörte, während am Himmel, unzählig entfacht, melodischer Wandel der Sterne sich drehte, da glaubte ich einen seligen Traum zu träumen, und noch nie hatten mich die Klänge meiner Muttersprache so sehr erfreut wie hier.

Nach manchem kräftigen Händedruck ging endlich Alles zur Ruhe, ich aber blieb noch lange wach auf meinem Lager und dachte an die Verse:

> Du warst mir ein gar trauter, lieber
> Geselle, komm, du schöner Tag,
> Zieh noch einmal an mir vorüber,
> Dass ich mich deiner freuen mag!

Am folgenden Tage Morgens wurde die Besichtigung der Kinderschule vorgenommen. Es waren 55 Kleine zugegen, angethan mit ihren besten zwar ärmlichen, aber durchweg reinlichen Kleidern, liebe, treuherzige Geschöpfe, die mit großer Theilnahme dem Unterrichte folgten und wetteifernd ihre Kenntnisse zeigen wollten. Ganz besonders erfreulich war es mir auch, vom Lehrer zu hören, dass er wegen Nachlässigkeit im Schulbesuche gegen keinen seiner Schüler Klage zu führen habe; die Kinder kommen selbst im Hochwinter von den entlegensten Höfen und lassen sich nur im dringendsten Nothfalle vom Besuche der Schule abhalten. Die Thatsache, von der ich mich durch einen Einblick in das Absenzenverzeichnis selbst überzeugen konnte, liefert ein um so ehrenvolleres Zeugnis für unsere jungen deutschen Schulen, als sonst gerade in ähnlichen Bergdörfern Klagen über Unregelmäßigkeit in der Frequenz gewöhnlich die häufigsten sind.

So hatte ich mir denn Gereut so ziemlich besehen, und nach dem Mittagmahle, zu welchem der Curat auch zwei Vertreter der Gemeinde geladen hatte, und bei dem meist im Mochenidialekte gesprochen wurde, gieng es nach Aichleit. Der Weg dahin ist fast durchweg ganz gehörig steil und mahnt uns ernstlich daran, dass er zu einem eigentlichen Bergdorfe führt; im letzten Winter wurde er in Folge der starken Schneemassen an einigen Stellen wirklich beschwerlich, so dass wir uns so ziemlich anstrengen mussten, um ihn in fünf Viertelstunden zurückzulegen, während in der schönen Jahreszeit deren drei ganz leicht genügen sollen Aber eine

solche Landschaft, wie sie sich jetzt uns darbietet, will eigentlich im Winterkleide gesehen sein, es steht ihr gar zu gut. Das Liebliche des Bildes von Gereut, das uns den Charakter des südlichen Mittelgebirges im schönsten Lichte zeigt, verwandelt sich immer mehr in das Ernste und Großartige. Manche Punkte erinnern unwillkürlich an viel beschriebene Schweizergegenden, und als ich zum letzten Anstieg gekommen war und über mir in schwindelnder Höhe das wettergebräunte Kirchlein von Aichleit mit dem einsamen Pfarrhause sah und das helle Glöcklein hörte, das die Kinder zur Schule rief, da glaubte ich wirklich zu einem jener berühmten Hospize hinanzusteigen. Doch ja, es war dies nicht durchaus Gebilde der Phantasie noch leerer Wahn, ich näherte mich in der That einem Hospize, einem Hospize freilich ganz eigener Art, das trotz aller Abgeschiedenheit vom deutschen Verkehre, trotz aller Hinderdernisse so oft und so lange schon den Lauten deutscher Zunge eine sichere Zufluchtsstätte geboten hat. Oben auf der Höhe ist das Bild wo möglich noch ausgeprägter, eine echte Berglandschaft: „hohe Klippen, rings geschlossen, wenig kümmerliche Föhren.“ Das war wol kein anziehender Punkt für die heißblütige romanische Race, die sich hier ganz besonders wenig mit dem deutschen Stamme vermischt zu haben scheint; wenigstens war ich nicht der Einzige, dem in dieser Schule die Menge der blauen Augen und der blonden Haare recht wolthuend auffiel. Hier fand ich 56 Kinder versammelt, von denen die meisten durch ein sehr frisches Aussehen und durch eine gewisse Geistesklarheit, wie

man sie bei Kleinen nicht überall findet, sich bemerklich machten. Der Dialekt ist im Ganzen der nämliche wie in Gereut, und auch hier währte es nicht lange, bis mir derselbe aus Aller Munde entgegentönte. Ebenso ist das deutsche Bewusstsein der Bevölkerung und ihr Eifer für die deutsche Schule in Aichleit nicht weniger rege als in Gereut; ich könnte für diese meine Behauptung mehr als einen glänzenden Beweis gerade aus den letzten Jahren anführen, begnüge mich aber der Kürze halber nur auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der gewiss für den guten Willen einer Berggemeinde charakteristisch genug ist. Da das letzte Schuljahr wegen eines unvorhergesehenen Lehrerwechsels in Aichleit nicht zur gewöhnlichen Zeit beginnen konnte, so erklärte die Gemeinde, die Kinder auch in den Sommermonaten in die Schule schicken zu wollen, um so das Versäumte nachzuholen. Alle Ehre deutschen Bauern solcher Gesinnung! Die Schule muss immer herrlicher emporblühen, umsomehr, da es nun nach vielen Bemühungen endlich gelungen ist, eine tüchtige, junge deutsche Kraft für die vereinigte Seelsorger- und Lehrerstelle in Aichleit in der Person des Herrn Peter Furlan zu gewinnen.

II.

(1877.)

Die Bewohner der zerstreuten deutschen Gemeinden in Wälsch-Tirol sind nach früherer langer Vernachlässigung in letzter Zeit Gegenstand eines so regen

Interesses und so vielfacher Besprechung geworden, dass man bereits Uebersichten über die Mocheni-Literatur für wissensdurstige Laien anlegen musste und am Ende gar noch zu erwarten hat, dass nächstens diese Literatur in Bücherkatalogen eine eigene Rubrik erhält. Ja nicht umsonst ist das Völklein jetzt selbst auf den Namen „Mocheni" stolz, der, früher nur als eine Art Spottname aus dem Munde des umwohnenden Italieners erklingend, jetzt wie ein Ehrenname weit und breit so bekannt geworden, dass eine Bemerkung über denselben schon ein überwundener Standpunkt ist. Unter solchen Umständen könnte es eigentlich eine heikle Sache scheinen, über dieses Thema noch weiter zu schreiben; es könnte möglicherweise aussehen, als wollte man „Knospen" (Holzschuhe) ins Mochenithal tragen. Aber derartigen Bedenken gegenüber hält sich Schreiber dieser Zeilen für gewappnet, da er wirklich trotz alledem noch in der glücklichen Lage ist, neue Nachträge mitzutheilen, und zu hoffen wagt, dass man es ihm auch diesmal, wie bei seinen früheren, zu den ersten Mocheni-Essays zählenden Berichten gut aufnehmen werde, wenn er einmal wieder von Griechen und Römern zu diesen biederen „Tuitschen" zurückkehrt.

Es war an einem schönen Morgen des „Oberöll" (April) am „Erta" (Dienstag) in der „Weihwoch" — so bezeichnen die Mocheni die ganze Charwoche, während im übrigen Tirol diese Zusammensetzung nur in „Weich'npfinztag" (Gründonnerstag) gebraucht wird — als ich aus dem freundlichen Pfarr- und Schulhäuschen in Gereut (Frassilongo) trat, um weiter hineinzuwan-

dern ins Thal der Fersina und zunächst besonders die nächstliegende deutsche Gemeinde Floruz (Fierozzo) näher kennen zu lernen, die, damals noch ohne deutsche Schule, nach einer solchen zu begehren anfieng. Der Curat von Gereut und der ebenso aufmerksame Gemeindemann Hofer ließen es sich nicht nehmen, mich dahin zu begleiten; und damit mir der Weg auch möglichst mühelos würde, stand vor der Thüre ein „Muschat“ (Esel) bereit, der zwar nicht, wie seine Genossen drüben in Luserna, ein ganzes Federbett als Sattel trug, aber doch thunlichst herausgeputzt war, so dass selbst aus Stricken verfertigte Steigbügel nicht fehlten. Obwol ich gegen solchen Luxus protestierte, musste ich das Thier doch wenigstens ein paar Mal, wo der Weg stark „ka Heach“ (in die Höhe) gieng oder wo es viel „Glar“ (Gerölle) gab, besteigen, suchte aber dies Vergnügen immer möglichst abzukürzen, da es mich des angenehmeren der lebendigen Conversation mit meinen Begleitern beraubte und auch dadurch einige Einbuße erlitt, dass der „Muschat“ ein wenig „schottet“ (hinkend) war.

Wenn ich nun dann wieder zu Fuß dahinmarschierte, da gab es im Gespräche immer neue Aufklärungen, bald über die echt deutschen Namen der umliegenden Berge und Höfe, wovon ich schon früher einmal gelegentlich Proben gegeben*), bald über Benennungen

*) S. oben S. 13. — Ueber deutsche Familien- und Ortsnamen auch in anderen nahen Thälern, selbst da, wo nun die deutsche Sprache ganz verschwunden ist, vgl. Fr. v. Attlmayr in der Ferdinandeums-Zeitschrift 1865, S. 94 ff.

von Pflanzen und Blümchen, die eben auch im „Langes“ schon auf der Höhe hie und da sich zeigen, wie „Zeitloasen, Broatweger, Grompen, Schmelchen“ u. dgl., bald wurde auf geeigneten Punkten die schöne Aussicht bewundert, die eben mir diesen Weg auf der Höhe immer viel anziehender macht, als den unten im Thale. Einer der hübschesten diesbezüglichen Punkte ist ohne Zweifel das „Eck“ (Anhöhe), das wir gleich nach dem ersten steilen Anstiege erreichten. Da zeigte sich uns, wendeten wir den Blick nach rückwärts, unten unser Dörflein Gereut von der lieblichsten Seite, das einfache, aus der Ferne einer Eremitencapelle ähnliche Kirchlein mit den zerstreuten Häusern aus frisch grünenden Baumgruppen halb schüchtern hervorblickend, während weiter draußen die Abhänge und immer südlicher sich färbenden Gefilde bis Pergine freundlich herauflachten im scharfen Gegensatze zu der Aussicht nach vorne ins Thal hinein, wo der Charakter des ernsten Bergthales sich immer bestimmter ausprägte, hin bis zu den Palaier Höhen im Hintergrunde. Ein schöner Wendepunkt mit eigenthümlichen Contrasten, zu denen auch die frei hervortretenden schlanken Kirchthürme von Floruz da drinnen gegenüber dem Eremitenkirchlein im Baumwalde Gereuts ihren Theil beitragen.

Manchmal gab es auch bei einer Begegnung oder bei kurzer Rast vor einem Hause ein nicht uninteressantes Intermezzo. Da kam ein Bäuerlein des Weges, das, „den deutschen Herrn“ mit dem „Pfaff“ von Gereut erblickend, gleich pfiffig combinierend an die Schulangelegenheiten dachte und auseinanderzusetzen

anfieng, wie nothwendig es auch für die Floruzer Kinder wäre, „aß sei deutsch lernen, lesen und schreiben, weil die ünseren Aeltern ach va Deutschland herkemmen und wenn die Kinder treffen that Krieger (wenn sie das Los träfe, Soldat zu werden) ist ach besser, aß sei guet deutsch kennen, ach lesen und schreiben und nit lei kloffen (sprechen)“; einiges Nachdenken verursachte ihm nur, ob der gute „Pfaff“ von Floruz, wenn er als künftiger Lehrer des Deutschen früher noch auf einige Zeit zur Ausbildung in diesem Lehrfache nach Innsbruck gehen sollte, wol nicht zu lange fern bleibe und indeß an den Feiertagen durch einen „Münech“ (Mönch) ersetzt werde? Die hier von unserem Floruzer zur Begründung der Nothwendigkeit eines geregelten deutschen Schulunterrichtes hervorgehobene deutsche Abstammung der Bewohner spielt, wie der ebenfalls auch berührte Soldatenstand, überhaupt im Gespräche der Mocheni nicht selten eine Rolle. Sie sind stolz als deutsche treue Unterthanen des guten Kaisers, und der Gemeindevorsteher von Palai sagte mir einmal, wenn es etwa wieder Gefahr gebe, möge sie nur der Kaiser alle rufen; sie würden Alle gute „Krieger“ sein. Bezüglich der deutschen Herkunft erzählt die Floruzer Sage allgemein, dass „do in olten Johr der Berg va Floruz sein oll's Walder gewesen, Tschugk und Larch (Gebüsch und Lärchenbäume), bis die ersten Leut sein kemmen va Deutschlond, die se hob'n gelegt za arbeiten (ital.: si posero oder misero a lavorare, schickten sich an) in die Grueben und Arzt (Erz) za schmelzen“ und von welchen auch „af am hoachen Eck, wo man hot gemöcht

kehen das gonze Thol", das erste Kirchlein gebaut wurde, „wo sei hob'n gemocht mochen an Altor va Sant Lorenz gonz übergulten und an kloan Kasten mit Santa Barbara und af die Thürler hob'n sei gelegt Sant Fabian und Bastian." Die aufgeweckten Palaier wissen die Sache nach einer Richtung noch etwas genauer; sie fügen ihrem „wir sein va Deutschlond kemmen" bestimmt die Umgebung der alten, in neuester Zeit wieder so berühmt gewordenen Eisak-Stadt Klausen als Heimat ihrer als Knappen ins Fersina-Thal eingewanderten Vorfahren an. Die Zeitangabe ist freilich auch bei ihnen schwankend, indem die Einwanderung nach Einigen vor 800, nach Anderen vor 500 Jahren erfolgt sein soll. Das Richtige könnte dann auch hier so ziemlich in der goldenen Mitte liegen und auf die Jahre 1208 bis 1216 unter Fürstbischof Fr. v. Wanga weisen, wenn wir Stellen im Codex Wangianus über sonstige damalige deutsche Ansiedelungen in Wälsch-Tirol mit der Floruzer Sage vergleichen. (Vgl. die Bemerkung des R. Kink in der Ausgabe des Codex Wangianus, S. 305.) Und welch interessantes Ergebnis würde sich dann aus diesen Combinationen weiter herausstellen! Die ehrwürdigen Vorfahren der Mocheni wären danach Heimat- und Zeitgenossen Walthers von der Vogelweide, der ja nach neueren Forschungen auch aus Klausens Umgebung stammen soll. Ein Umstand wahrlich, der manches Herz für sie noch höher schlagen machen könnte, und wer weiß, ob diese Zeilen nicht am Ende auch noch dazu beitragen, dass der eine oder andere Walther-Verehrer, der sonst vorderhand an

die Mocheni nicht gedacht hätte, nun auch ihrer in Liebe gedenkt und, nachdem er sich in Klausens Walther-Garten durch guten Trunk gestärkt, seine Schritte weiter lenkt bis ins Thal der Fersina zu den würdigen Nachkommen von Walthers Landsleuten? Für guten Trunk ist auch dort gesorgt, da Canezza, der stattliche, jetzt freilich italienische Vorort des Fersina-Thales, einen vortrefflichen Tropfen erzeugt, der am Ende wol auch noch jener nicht unbedeutenden Zahl von Bewerbern um die Ehre, Nachkommen des einst vom Kaiser Augustus so bevorzugten Räterweins zu sein, als weiterer Concurrent angereiht zu werden verdient hätte, wenn heutzutage die Streitfrage nicht so ziemlich schon zu Gunsten des Valpolicella entschieden wäre, jenes lieblich-feurigen Sorgenbrechers, welcher bei jedem Philologen, der je in Verona geweilt, geschickt sich einzuschmeicheln und so es zu bewirken wusste, dass von dieser competenten Seite herrliches Rüstzeug zu seinem Siege herbeigeschafft wurde. Dasselbe ließe sich vielleicht noch vermehren — doch da käme ich ja bald zu einer gelehrten Abschweifung mitten unter den Mocheni, was eigenthümlich aussehen könnte.

Eigenthümliches zwar haben auch die Mocheni selbst genug, so dass man wol auch dem Berichterstatter manche kleine Inconsequenz nachsehen könnte. Während sie z. B. in ihrem Dialekte manches echt deutsche Wort auch dort noch erhalten haben und ausschließlich gebrauchen, wo selbst die deutsche Schriftsprache fremden Einflüssen nicht unzugänglich blieb, während ihr Gedächtnis für ihre deutschen Traditionen ein so zähes ist,

dass sie von jenem ersten Ansiedlerkirchlein St. Lorenz, obwol es längst bis auf wenige Mauerreste verschwunden ist, noch die ganze innere Ausstattung bis zu den Einzelheiten des Flügelaltärchens in rührender Weise zu beschreiben wissen, haben sie anderseits doch wieder und manchmal gerade da, wo man es weniger erwarten möchte, in Wort und Gebrauch den umwohnenden romanischen Stämmen sich angeschlossen. Ein paar Beispiele dafür bot gleich ein weiteres Intermezzo auf unserer Wanderung.

Als wir nach einer Weile vor einem Hause kurze Rast hielten, konnten wir die hübsche Scene mitanhören, wie drinnen eine Mutter ihren kleinen „Jakel" ans Aufstehen erinnerte und mahnte, die „Hosen" (Strümpfe) und die „Briech" (Beinkleider)*) anzulegen und dabei „Gotte Herr za bitten und ünser liebe Frau und den Angelo Custode", wie aber der kleine Trotzkopf, der noch „a kerl" (ein wenig) schlafen wollte, erst dann, als er hörte, das „Pinzel" (Aschenbrod)**) zum „Schölfer" (Frühstück) sei schon auf dem Tische, seine sofortige Bereitwilligkeit mit den Worten erklärte: „Jo, Muater, allura (ital. allora) steh i au subet" (ital. subito).

Unter solchen und ähnlichen Zwischenfällen waren wir endlich in die Nähe von Floruz gekommen und bald sahen wir den freundlichen Geistlichen des Ortes

---

*) Vgl. Hintner, Beiträge zur tirol. Dialectforschung I, 29.

**) Vgl. Schneller, Roman. Volksmundarten in Südtirol S. 162.

daherellen, denselben, für den uns bereits jenes Bäuerlein früher seine Sympathien ausgesprochen und der, selbst ein Sohn dieser Gegenden, nächstens nach Innsbruck wollte, um sich die deutsche Schriftsprache vollständig anzueignen. Wir folgten ihm in das auch hier vereinigte Pfarr- und Schulhäuschen, das zwar ein kleinwenig geräumiger, in seiner Ausstattung aber noch viel einfacher war als das in Gereut. Hier brachte er mir bald seine Aufzeichnungen über den Floruzer Dialekt herbei, der im Ganzen natürlich so ziemlich mit dem von Gereut zusammenfällt; einige Wörter konnte ich daraus jedoch meinen Sammlungen aus Gereut noch beifügen, sei es, dass sie mir nur entgangen waren oder dass sie dort wirklich mehr zurückgetreten sind; darunter z. B. das aus dem Cimbrischen und Bairischen wolbekannte triel für Lippe, das in ganz Deutschland mehr oder weniger verbreitete, für Tirol bei Schöpf*) sonst nur aus dem Pusterthal belegte sâfer für Speichel, die wör in dem Sinne des tirolischen „Seiteng'wör" für Säbel, möhm (Muhme) die Tante, die charakteristischen Zusammensetzungen meermonn für Schiffer, Matrose, predigstuel für Kanzel, himmelring für Regenbogen; dazwischen aber wieder Romanisches, wie battun (ital. bottone) der Knopf, schiont, wie in Fassa cianta, für weiblicher Rock**) u. dgl. Bei dem Namen eines am Ende des Hauses gelegenen, gewissen Bedürfnissen dienenden Ortes „koira" war auch mein Witz fast am

*) Tirol. Idiotikon S. 574.

**) Schneller am a. O. S. 183.

Ende und ich gestehe gern, dass ich hier trotz manches „Schwinens“ (Denkens) über Vermuthungen eines sprachlich naheliegenden, aber sachlich schwerer zu erklärenden Wurzelzusammenhanges mit einem bekannten romanischen Worte nicht hinausgekommen bin und das Wort Forschern auf solchem Dialektgebiete zur Beachtung empfehle.

Unter derartigen Beobachtungen war bald die erste Rastzeit verstrichen; der folgende Haupttheil des Tages gehörte der strengen Pflicht, der vorzunehmenden Inspection der Schule und der Lehrerconferenz, zu welcher auch der verdiente Lehrer von Palai aus seinem Grenzgebiete zu diesem Mittelpunkte des Mochenithales herausgekommen war. Erst der Abend versammelte wieder zu traulicher Unterhaltung, wobei nun die Mocheni furchtlos in ihrer „Zunge“ (Sprache) „klofften“ und auch gar Manches über ihre Gebräuche und Sagen mittheilten. Vieles, was ich da in letzterer Beziehung wieder hörte, berührt sich mit dem, was bereits von Anderen auf diesem Gebiete veröffentlicht wurde*); doch gab es auch manche Nachträge, die sich gerne mit durch ganz Deutschland Verbreitetem belegen lassen, hier und dort aber auch wieder, ebenso wie die Dialekterscheinungen, auf Einfluss des umwohnenden romanischen Elementes weisen. Ich erwähne von diesen neuen Nachträgen, dass unter den mit der Einwanderungserzählung eng zusammenhängenden Knappensagen auch

*) Vgl. Ign. V. Zingerle in „Aus allen Welttheilen“ III, 166 ff.

die in so vielen Nüancierungen auftretende vom goldnen Kegelspiel sich findet; dass unter den Stampa-Mythen auch da der gefürchtete Umzug um Weihnachten, bei dem die Spindeln abgesponnen sein müssen, erwähnt und angefügt wird, dass man aus Scheu vor ihr nicht in die Wälder gieng; dass auch hier am Sylvester-Abend die Ställe beräuchert werden und der ersten Begegnung am Neujahrstage Bedeutung zugeschrieben wird, wobei die eines Weibes als unglückbringend gilt; dass auch bei den Mocheni in der Johannisnacht die Schätze blühen und unter den Hexensagen die Verhinderung der Butterbereitung eine Rolle spielt; dass die Kinder aus dem Baume kommen, der hier als der „Kästenbaum“ näher bezeichnet wird. Eigenthümlich klang die Mittheilung des anwesenden Gereuters, dass in dem Orte, wo am Ostersamstag zufällig zuerst die Glocken zum Gloria und Alleluia erschallen, im Sommer der erste Hagel niederfalle, und nicht uninteressant war auch die an manche Erzählungen und gerade an solche, welche mit echt deutschen sich besonders berührten, gereihte Bemerkung, „dass man das nur bei den Mocheni, unten aber in Canezza nicht mehr glaube.“ Mit den „Canezzern“ wollen die Mocheni trotz der friedlichen Nähe und des oben gerühmten guten Tropfens, dem auch sie bei aller sonstigen Sparsamkeit im Vorbeigehen und an den Festtagen nicht ungern zusprechen, überhaupt nie verwechselt werden. Aber in diesem hervorgehobenen Skepticismus zeigte doch auch der anwesende aufgeweckte Palaier Gemeindemann manche Verwandtschaft mit den Canezzern, wenn er z. B. gelegentlich bemerken zu sollen

glaubte, den Orco-Sagen liege nur abergläubische Anschauung vom „Earddunst“ (Irrlicht) zu Grunde.

Mit gewisser Ausschmückung wurde von den Floruzern ihre Sage von der „Geigerwies“ erzählt, die aus dem Mochenithale bisher auch noch nicht belegt, aber ebenfalls in den Grundzügen, die ich kurz mittheilen will, mit manchen deutschen, besonders Alpensagen enge verwandt ist. Außer dem „Huber-Hof“ im Hinterberg „hot's do in olten Johr gehobt a Haus“ und in dem Haus „hot's gehobt an Geiger va Zithra“ und da wurde viel gespielt und getanzt, weil leichtes junges Volk des Abends gerne zu diesem Sammelplatze strömte. So gieng es bis zum Tode des „Geigers“, der das Haus plötzlich zu einer verlassenen und unbewohnten Stätte machte. Erst nach vielen Jahren wollten drei Dirnen und einige Buben das verlassene Geigerhaus von Neuem zu einem lustigen nächtlichen Stelldichein benützen. Die Dirnen fanden zuerst sich ein und sie waren eben damit beschäftigt „a Feuer za kenten“ (anzuzünden), als es anfieng, von Außen kleine Steinchen in die Küche zu werfen. In der Meinung, es wäre das ein Spaſs der erwarteten Buben, forderten die Mädchen lustig zum Eintritte auf; aber da traten zwei Fremde ein, die sich zu ihnen setzten; und wie erschracken sie, als sie bemerkten, daſs diese Männer „Füeß va Muschat“ (Eselsfüße) und eiserne Zähne hatten! Unter dem Vorwande, Holz holen zu wollen, machten sich die zwei jüngeren Dirnen nacheinander aus dem Staube; als aber auch die älteste davon wollte, wurde sie jämmerlich zerrissen. Die erwarteten

Buhlen, welche dann später wirklich kamen, fanden die Stücke ihres zerrissenen Körpers an den Ecken des Hauses befestigt und nahmen angsterfüllt Reißaus. Seitdem ist das Geigerhaus wieder verlassen und sammt der umliegenden „Geigerwiese“ ein gefürchteter Ort.

Zu den bei den Mocheni besonders stark vertretenen Sagen von den Vorzeichen des Todes trage ich aus den Erzählungen dieses Abends nach, dass ein bevorstehender Todfall auch bald durch unheimliches Tischlergeräusch, als ob eine Todtentruhe verfertigt würde, bald durch nächtliches Gebet aus geisterhaftem Munde, bald durch das Geschrei der civetta (Käuzchen) angezeigt werde. Letzterer Aberglaube, auch den alten Römern geläufig, ist, wie leicht erklärlich, ebenso aus dem Gebiete umwohnender Romanen belegt. Von sonstigen Berührungen mit Sagen und Gebräuchen der nahen Italiener sind nebst den Orco-Sagen, in denen germanische und romanische Tradition mehrfach vermischt scheint*), besonders die alten und verbreiteten Erzählungen von der Wirkung des bösen Blickes und die Todtenklagen bemerkenswert, welche letzteren einst auch in Pergine nach altrömischer Sitte durch Klageweiber besorgt wurden**), bei den Mocheni aber noch immer und hier vorzüglich von den Verwandten selbst angestellt werden. Die bezüglichen Formeln sind fast

---

*) Vgl. Ludwig v. Hörmann, Mythol. Beiträge aus Wälsch-Tirol S. 12.

**) Vgl. Chr. Schneller, Märchen und Sagen aus Wälsch-Tirol S. 243.

stereotyp, wie „O Muater, mein Muater, wie bist du so kolt“, oder: „Voter, mein Voter, wos werd i thien? Hon i koan Voter mehr, koan Voter mehr!“ Sie werden oft, wie ein geistlicher Herr mir sagte, mit solcher Stärke und Wiederholung vorgetragen, dass die kirchlichen Functionen dadurch beinahe gestört werden.

Unter solchen Mittheilungen und Gesprächen war es tiefe Nacht geworden und wir mussten endlich abbrechen. Das am anderen Tage besuchte Palai ist bereits mehr besprochenes Terrain; nur ein paar kurze Nachträge zu den dortigen Volksüberlieferungen mögen hier angereiht werden.

Vor alten Zeiten, als Trient noch nicht bestand, prangte eine große Stadt auf dem Gebiete des heutigen Novaledo (2 Stunden von Pergine). Weil aber die reichen heidnischen Bewohner ein frevelhaftes Leben führten, versank Alles mit Mann und Maus in den Erdboden *).

Die Erdkröte ist ein giftiges Thier und so geizig, dass sie jeden Tag nur ein klein wenig Erde (a brèsl eard) frisst. Daher das Sprichwort: Neidisch sein wie eine Erdkröte.

Die Mocheni hatten das Recht, bei einem Sterbefall die große Glocke in Pergine läuten zu lassen.

Die Bewohner des Fersinathales hatten am heiligen Blutstage einen eigenen Umgang in Pergine. Die große Fahne war 40—50 Pfund schwer.

---

*) Vgl. Kuhn, Norddeutsche Sagen S. 10.

Vor Alters gab es in Pergine zwei deutsche Kapläne, welche excurrendo die Seelsorge in diesen Gemeinden bis hinein nach Palai versahen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass auch in Floruz dann bald die ersehnte deutsche Schule hoffnungsvoll erstand und von der Regierung, sowie von dem erwähnten Comité in Innsbruck wirksam unterstützt wurde. Und endlich noch den Wunsch: Möge mancher Forscher noch dieses Thal besuchen, das gewiss noch immer manche Schätze birgt und dessen biedere Bewohner noch immer gerne Knappendienste leisten zur Hebung von Sprach- und Sagenschätzen!

Dieser vor 21 Jahren schließlich angefügte Wunsch ist seitdem in reichem Maße erfüllt worden. Die „Mocheni-Literatur" erhielt noch gar manchen Zuwachs; zuletzt hat W. Rohmeder im Buche über die deutsche Schule in Südtirol (Wien 1898) S. 102 ff. auch den gegenwärtigen Stand derselben im Fersina-Thale besprochen.

Das Passeierthal und seine Bewohner.

(1865.)

Das Passeierthal ist durch Andreas Hofer, den Helden des Jahres 1809, in den weitesten Kreisen bekannt geworden; es dürfte daher schon in dieser Beziehung den Lesern, welche gerade nicht Gelegenheit hatten, ihren Namen hinter den so manches Sohnes von Albion in's Fremdenbuch des Wirtshauses „am Sand" zu zeichnen, nicht unangenehm sein, in einer kurzgefassten Skizze über das Thal und seine Bewohner Aufschluss zu erhalten; und zugleich hat auch der Volksstamm an sich ein so eigenthümliches Gepräge und bietet so viel des Interessanten, dass er, selbst wenn ihm der Sandwirt jene Berühmtheit nicht verliehen hätte, noch immerhin der Beachtung wert wäre.

Wir machen die topographische Beschreibung des Thales möglichst kurz, um uns dann etwas länger bei den Leuten aufhalten zu können.

Bricht man von Meran in nordöstlicher Richtung

auf, so gelangt man auf einem meist angenehmen, beschatteten Wege ungefähr in einer Stunde in's Dorf Riffian; der schönste Ausblick auf das lachende Obermais mit seinen Burgen und Villen und die blühenden Höhen des gegenüber liegenden Schönnaer Berges erfreut auf dieser Strecke das Auge des Wanderers; nur in die Thalsohle darf er seinen Blick nicht senken, wo die wilde Passer ihre grausen Verheerungen angerichtet. Hinter Riffian, von dem hier nur noch bemerkt werden mag, dass es einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Südtirols ist, ändert sich bald die Scene, die Rebgelände, die Kastanienbäume und wie alle diese Kinder des Südens heißen mögen, verschwinden allmälich und endlich nimmt uns ein dichter Föhrenwald auf, durch den wir etwa eine halbe Stunde wandern, bis uns die Zinnen von Saltaus entgegenglänzen.

Saltaus war einst einer der elf sogenannten Schildhöfe des Thales, welche von den Grafen von Tirol an einzelne Treue für besondere Dienste verliehen wurden, da an deren Besitz so manche Rechte geknüpft waren; bei festlichen Aufzügen durften die „Schildhöfer" nie fehlen, ihnen lag es bei solchen Gelegenheiten ob, die Burgwache zu besorgen. Margaretha, die Maultasche, war ihnen besonders gewogen und bestätigte alle ihre Vorrechte; daher durfte man denn auch im Jahre 1863 beim schönen Erinnerungsfeste an die vor 500 Jahren erfolgte Vereinigung Tirols mit Oesterreich dieser Garde nicht vergessen und elf rüstige Passeirer eröffneten mit Schild und Speer als Repräsentanten derselben die Reihen des großartigen Festzuges in Innsbruck.

Wir sind jetzt in's eigentliche Gebiet von Passeier eingerückt, als dessen Grenzpunkt gegen Süden Saltaus gewöhnlich angesehen wird, obwol das Volk von solchen Bestimmungen gar wenig weiß und es manchen Annexionslustigen gibt, der schon Riffian gerne zu seinem Thale gerechnet wissen möchte.

Wir wandern nun der am meisten bevölkerten Ortschaft von Passeier, dem Dorfe St. Martin zu. Der Weg, der sich immer in der Thalsohle längs den verheerten Ufern der Passer wol an zwei Stunden hinzieht, ermüdet nicht nur durch seine Rauhheit, die überhaupt ein altererbtes Vorrecht aller Wege des Thales ist, sondern ganz besonders durch das Einförmige der ganzen Umgebung. Das Thal wird sehr enge, zu beiden Seiten steil, hier und dort meist nichts als düstere Waldungen und nur selten beleben zerstreute Höfe einigermaßen das reizlose Bild. Nur der Anfang und Schluss zeichnen sich etwas vortheilhafter vor dem größern mittleren Theile aus; dort winkt am linken Ufer des Thalbaches auf schöngeformten Hügeln das Dörfchen Schweinsteg mit seinem freundlichen Kirchlein und dem schlanken Spitzthurme, hier erblicken wir zur rechten Seite einen lieblichen Bergessaum mit reich bepflanzten Aeckern und anmuthig gelegenen Höfen. Das Dorf St. Martin, in dem wir uns nun befinden, zählt an 2000 Menschen, von denen jedoch nur ein kleiner Bruchtheil in der Häusermasse am Thalweg wohnt, während die Mehrzahl zerstreut auf den umliegenden Gebirgen lebt. Das Dorf mit seinen schmutzigen Gassen, wo viele Zeichen der Dürftigkeit dem Auge begegnen,

bietet wenig Sehenswertes; die Pfarrkirche, ein unregelmäßiger mit Stuccaturverzierungen überladener Bau, an dem infolge der ungeschickten Renovationen und Erweiterungen nur sehr schwer noch das Ursprüngliche zu entdecken, enthält hinter dem Hochaltare, welcher im vorigen Jahrhundert erbaut wurde, ein älteres Schnitzbild des hl. Martin, welches wol aus dem einstigen Flügelaltare stammen dürfte, ferner einige Arbeiten des berühmten Meraner Bildhauers Joh. Pendl. Früher war sie lange Zeit das Ziel frommer Wallfahrer, die zum heiligen Blute hieher pilgerten. Nach der Ueberlieferung hegte nämlich ein hier messelesender Priester gerade im Momente der Consecration Zweifel über die Gegenwart des Gottmenschen im Altarssakramente; da schäumte es plötzlich im Kelche auf und das hl. Blut ergoſs sich auf das weiße Altartuch; ein Stück dieses letzteren wurde aufbewahrt und auf einem Nebenaltare zur Verehrung ausgesetzt. Auch Andreas Hofer in dem bekannten letzten Briefe aus Mantua beruft sich auf das heilige Blut in St. Martin. Wir setzen jetzt unsere Wanderung in's tiefere Thal wieder fort und überschreiten am Ende des Dorfes die Brücke, wenn man anders in Passeier von Brücken reden darf, welche auf das linke Ufer des Thalbaches führt. Die Umgebungen sind hier viel freundlicher als auf der früheren Strecke, rechts und links zeigen sich fleißig angebaute Bergabhänge, in angenehmem Wechsel von Waldungen unterbrochen; nur die Verwüstungen der Passer, die jetzt aufs höchste steigen, sind dem Blicke wieder störend. Nach einer viertelstündigen Wanderung stehen wir vor

dem Wirtshause am Sande, der Heimat Andreas Hofers; eine nähere Beschreibung desselben kann hier nicht in unserer Absicht liegen und wird ohnehin um so leichter vermisst werden, da diese berühmt gewordene Stätte schon so vielfach besprochen und in so vielen Abbildungen verbreitet ist. Von hier gelangen wir beiläufig wieder in einer Viertelstunde auf angenehmen Wiesenpfaden nach dem Hauptorte des Thales Sanct Leonhard. Diese kleine Strecke darf wol unstreitig als die angenehmste und lohnendste von ganz Vorderpasseier bezeichnet werden. Das Thal erweitert sich, überall lachen in der Tiefe gutbebaute Felder und üppige Wiesen, in denen uns noch gar mancher schattige Kastanienbaum begegnet, während die auf die Höhen zurückgedrängten Wälder stille träumend niederschauen, und vorne winkt das freundliche Dörfchen, auf das die alte Jaufenburg, eine der schönsten Ruinen Tirols, wie ein alter Wächter herabblickt vom hohen Felsensitze. St. Leonhard wird durch den Waltenbach in zwei Theile getheilt, die beide so ziemlich von derselben Größe sind; in beiden finden wir nette Häuschen, wie denn überhaupt das ganze Dorf gegenüber dem engen St. Martin einen sehr günstigen Eindruck macht. Hier ist der Sitz des Bezirksgerichtes und des Dekanatamtes für Passeier und dieser Umstand dürfte vielleicht auch auf die freundlichere Gestaltung des Ortes nicht ohne Einfluss geblieben sein.

In St. Leonhard theilen sich die Wege; wenden wir uns nördlich, so gelangen wir an der Jaufenburg vorbei auf einem steil ansteigenden Wege in's Dörfchen

Walten, das am Fuße des Jaufengebirges liegt; der Hauptzug des Thales aber geht westwärts und enthält noch die Gemeinden Stuls, Moos, Platt, Pfelders und Rabenstein. Nur wer auf diesen Gebirgen gewandert, kann sagen, er habe Passeier gesehen; die enge Thalsohle von Vorderpasseier mit den gräſslichen Verwüstungen und dem ewigen Einerlei ist wahrlich nicht dazu angethan, dem Wanderer zu genügen; hier oben aber findet er Großartiges und Liebliches in buntem Wechsel, so daſs man wol kaum Bedenken tragen dürfte, diese Partie Naturliebhabern als eine der interessantesten von ganz Tirol zu empfehlen. Bald geht es durch waldesdüstere Pfade, von unheimlichen Bergriesen umstanden, oder durch wildes Felsengeklüfte und wundervolle Schluchten, bald über frischgrüne Bergwiesen und sanfte Hügelreihen, die im Schmucke der Aehren prangen; das Wundervollste aber sind die bunten Wasserspiele dort oben; überall sprudelt, plätschert, rauscht oder tost es, je nachdem frische Quellen traulich schäckern tief im Waldesdunkel oder ein Bergbach jubelnd vom hohen Fels sich stürzt. Am meisten möchte die Wanderung durch Hinterpasseier über das Spronserjoch nach dem Dorfe Tirol anzurathen sein, die in den Sommermonaten in 1 ½ Tagen ganz bequem und gefahrlos zurückgelegt werden kann und dabei alle oben erwähnten Schönheiten in hohem Maße bietet.

Wir haben nun das Thal, wenn auch nur mit flüchtigem Blicke, kennen gelernt und kommen jetzt dazu, auch mit seinen Bewohnern einige Bekanntschaft zu machen. Um vorerst über ihre äußere Erscheinung ein

paar Worte zu sprechen, muss ich die Leser davor warnen, Andreas Hofer, den sie ja oft im Bilde gesehen, als Typus der echten Passeirergestalt zu betrachten. So echt passeirerisch der Charakter des Sandwirtes war, so verschieden war sein Aeußeres von dem gewöhnlichen seiner Landsleute. Seine Formen waren zu gedrungen, sein Gesicht zu voll und rund, seine Haare zu dunkel, um den Passeirer erkennen zu lassen. Dieser ist fast durchgehends hoher, schlanker Gestalt und sein meist ovales Gesicht zieren blaue Augen und blonde Haare, die untrüglichsten Kennzeichen deutscher Abkunft. Gar oft überraschen uns so edle Züge, ein so feiner Teint, dass wir beinahe zu glauben versucht sind, es seien nur verkleidete Bauern, die da vor uns stehen. Lange freilich wird dieser Wahn nie dauern, es müßten denn die Betreffenden lautlos bleiben und stumm wie die Fische; denn nur ein einziges Wort ihrer Sprache verräth sie und macht aller Täuschung ein Ende. Es dürfte vielleicht nicht unpassend sein, hier einige kurze Bemerkungen über dieselbe anzufügen, um sie wenigstens im Allgemeinen zu kennzeichnen. Das Charakteristische des Dialektes ist eine besondere Vorliebe für volle, ungeschwächte Formen; daher kommen denn Ausstoßungen, die der benachbarte Burggräfler so sehr liebt, hier nicht vor, und Worte wie: Gesang, gesungen, werden in Passeier so rein und unverstümmelt gesprochen, dass selbst der feingebildetste Berliner nichts an der Aussprache auszustellen fände. Aber eben jene Vorliebe, die hier Ursache der Uebereinstimmung mit der Schriftsprache war, ist auch die Quelle ganz eigenthümlicher

Abweichungen. Dahin ist die Einschiebung von Vocalen wie z. B. in „Gelaube“ statt Glaube und der Uebergang des auslautenden e in a zu rechnen; selbst an konsonantisch endigende Wörter wird das a am Schlusse angesetzt: wilda (wild); denna (denn); Lumpa (Lump). Am meisten aber würden wir das ganz eigenthümliche Gepräge des Dialektes fühlen, wenn wir uns mit seiner Phraseologie hier näher beschäftigen könnten. So mögen nur ein paar Beispiele genügen, welche, da sie sehr häufig vorkommende Wörter betreffen, zugleich die oben ausgesprochene Behauptung rechtfertigen mögen, man erkenne den Passeirer am ersten oder zweiten Worte: Grind = Kopf, Bratzen = Hände, sötta = so, higga = ängstlich, fürschi = vorwärts, hinterschi = rückwärts, gabich = verkehrt, mangger = wenigstens, grantig = unwillig, Pfoat = Hemde, Granitz = Grenze. Daſs alle diese Wortformen nichts weniger als wollautend sind, darüber kann wol nicht der geringste Zweifel bestehen und so bietet denn der Dialekt in buntem Wechsel Weiches und Volltönendes, Hartes und Derbes. Dasselbe Gemisch von Derbheit und Weichheit, das wir in der Sprache fanden, treffen wir auch im Charakter der Passeirer. Doch ist diese bei Weitem das Vorwiegende und Tiefere, der eigentliche Kern, während ich jene die Schale nennen möchte. Das tiefe Gemüth, das unter der rauhen Hülle schlummert, äußert sich auf die verschiedenste, manchmal äußerst überraschende Weise. Obwol der Passeirer selbst nichts weniger als wolhabend ist, vielmehr ein Leben führt, das wir ein sehr dürftiges nennen würden, da auf den Höhen der

Wassermangel häufig Missernten veranlasst, unten aber im tiefern Thale die Wildbäche jährlich ihre Verwüstungen anrichten, so kann er doch keinen Nothleidenden sehen, ohne ihm hilfreich beizuspringen.

Der Passeirer überläst sich ganz seiner natürlichen Herzensgüte; ob er die Wolthat einem Würdigen spende, darum fragt er nicht und jenes ennianische Dictum: „Schlecht angelegte Wolthat wird nur Uebelthat“ möchte wol Niemanden fremder klingen als ihm. Dieselbe Herzensgüte äußert sich auf die schönste Weise in der Sorge und Liebe für unmündige, hilfsbedürftige Kinder, die seiner Pflege anvertraut werden; es ist nämlich Sitte im Burggrafenamte, Kinder, die sehr schwächlicher Gesundheit sind, nach Passeier in die Pflege zu geben. Die Zartheit und Sorgfalt, mit der diese armen Geschöpfe hier behandelt werden, ist wahrhaft rührend. Damit aber Niemand versucht sei, Eigennutz als Motiv dieser Handlungsweise unterzuschieben, will ich bemerken, dass der Lohn, der für die Bemühungen um ein solches Kind ausgesetzt wird, sehr gering ist.

Ein anderes Gebiet, das als Probestein für den Sinn eines Volkes gelten kann, ist das der Liebe. Kaum dürfte dieses Gefühl irgendwo reiner und zarter blühen, als in unserem rauhen Thale, kaum eine solche Tiefe und Innigkeit anderswo bei einem schlichten Landvolke getroffen werden. Manche Erscheinungen dieser Art streifen vollends an das, was wir Sentimentalität zu nennen pflegen, aber sie beleidigen uns nicht, da sie nicht Erzeugnisse einer kränkelnden Phantasie, sondern reine Kinder der Natur sind. Ihre

Geständnisse sind voll Poesie und sie sagen, nur mit schlichteren Worten, dasselbe, was des Dichters Verse:

Wenn mir der stille Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So schleicht ihr Bild sich leise
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr.
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

Widerstreben manchmal äußere Verhältnisse der Vereinigung der Liebenden, dann tritt die ganze Thatkraft einer ungeschwächten Natur, die keinem unwürdigen Zwang sich beugen will, im schönsten Licht hervor; es möge nur einen interessanten Fall dieser Art hier zu erwähnen gestattet sein. Ein Mädchen, das sein Herz schon vergeben hatte, sollte nach dem Willen der Eltern eine Ehe eingehen, die seiner Neigung fremd war. Als jede Bitte, jedes vernünftige Wort seine Wirkung verfehlt, schien es sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben und ließ den Hochzeitstag herankommen; in vollem Festschmucke trat es mit dem „fremden Manne“ zum Traualtar und spielte vortrefflich die Braut bis zu dem Punkte, wo es galt, das verhängnisvolle „Ja“ auszusprechen; da eilte es plötzlich aus der Kirche nach Hause, warf den Putz von sich, zog die Alltagskleider an und begab sich auf's Feld zur gewohnten Arbeit. Allerdings eine Erscheinung, die uns die treue Liebe zugleich und die starke Seele einer Passeirer Schönen ahnen läßt! Doch können solche Vorkommnisse schon

ihrer Natur nach nicht zu den alltäglichen gehören, so ist es dagegen in derlei Lagen ganz gewöhnlich, dass der vom Mädchen bevorzugte, von den Eltern aber zurückgesetzte Liebhaber vor dem Seelsorger erscheint und feierlich protestiert gegen den Zwang, der seinem Lieb angethan werden soll. Da wir jetzt schon einmal auf dies Thema gekommen sind, dürfte vielleicht mancher Leser erwarten, hier auch über die Hochzeiten in Passeier und die darauf bezüglichen Gebräuche Einiges von Interesse aufgeführt zu finden. Leider muss ich aber gestehen, dass in dieser Beziehung alles Eigenthümliche im Thale verschwunden ist, man wollte denn das monströse Hochzeitsmahl, das auf die kirchliche Feierlichkeit folgt, mit diesem Namen auszeichnen, was gewiss in vieler Beziehung nicht ungerechtfertigt erschiene. Dasselbe beginnt um 10 Uhr Morgens und dauert meist ununterbrochen bis zum Abend; vom Speisezettel genüge es nur Einiges hervorzuheben, was in den Augen des Volkes als das Wesentlichste gilt und was deshalb niemals fehlen darf; dahin gehört vor Allem das „Brautmuß“, die gustatio, wenn ich so sagen darf, der Passeirertafel. Mit welchem Rechte freilich diese Speise die erste Stelle in der Mahlzeit einnimmt, wird uns gewöhnlichen Menschenkindern nicht recht einleuchten wollen, haben wir erst ihre Bestandtheile kennen gelernt; doch „sutor ne supra crepidam“ heißt es auch hier, ist uns ja der Passeirermagen ein tiefes Räthsel. Um nun zu Nutz und Frommen der Köchinnen, die vielleicht Lust haben möchten, das Passeirer Brautmuß in ihr Küchenrepertoir aufzunehmen,

die Bestandtheile desselben anzugeben, so sind es ungefähr folgende: Semmelbröslein, Milch, Butter, Rosinen, Piniennüsschen und was es noch mehr solch süßen Zeuges gibt. Die ferneren ganz obligaten Gerichte sind: Knödel, Kalbskopf, „süße und saure" Braten. Für die Wahl der übrigen Speisen bestehen keine Gesetze, sie ist der jedesmaligen Willkür überlassen. So sparsam sonst der Passeirer ist, hier ist das Sparen verpönt und will es Einer versuchen, so kann er der bösen Nachrede nicht entgehen; „der thut krälen", heißt es von einem Solchen im ganzen Thale. Dabei sieht man aber lange nicht so sehr auf die Menge der verschiedenen Speisen, als vielmehr darauf, dass das, was gebracht wird, in imponierenden Portionen erscheine. Der Passeirer neigt sich in dieser Beziehung so ziemlich zu dem non multa sed multum. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass er das non multa gerade sehr urgiert, sondern am liebsten läßt er sich Beides vereinigt gefallen. Von den hier auf die Tafel kommenden Schüsseln werden sich die Leser vielleicht am besten eine klare Vorstellung machen können, wenn ich ihnen eine interessante Enthüllung, die mir eine Wirtin bezüglich des bei solchen Gelegenheiten zu den Knödeln erforderlichen Weißbrodes machte, hier mittheile. „Zwei Staar Semmeln", sagte sie, „sind gerade wie ein Bub in die Höll' g'worfen." Nach dieser, zwar nicht sehr poetischen, aber für die Kenntnis der Thalgebräuche immerhin nicht ganz unwichtigen Episode kehren wir wieder zur Betrachtung des Volkscharakters zurück. Wir haben früher das tiefe Gemüth des Passeirers mehr

insoferne betrachtet, als es in seinem Verhältnisse zum Nebenmenschen sich äußert; sehen wir uns nun das Individuum für sich an. Vor allem kann uns hier eine auffallende Vorliebe und ein warmes Gefühl für die Schönheiten der freien Gottesnatur nicht entgehen. Ja in manchen Fällen artet dasselbe völlig in Schwärmerei aus. So lebte vor Jahren in St. Martin ein Mann, der seine Jugend auf den frischen Bergeshöhen verlebt, aber später durch Umstände genöthigt in's Dorf hatte herniederziehen müssen; bei Tage zwar hielt er es aus im dumpfen trüben Thale, aber des Nachts stieg er regelmäßig hinauf zu den steilen Höhen, um dort in reinerer Luft, in reinerem Mondenschein zu ruhen. Gerade aus dieser Empfänglichkeit für Natureindrücke möchte ich auch hauptsächlich den unläugbaren Wandertrieb der Passeirer herleiten, obgleich ich nicht verkenne, dass auch andere Ursachen hier mitwirken mögen. Es muss etwas ganz Eigenes sein um dies unbestimmte Gefühl der Sehnsucht, das die Passeirerjugend gleich nach dem Erwachen aus dem Traume der Kindheit ergreift.

> Es lockt mich stets, ich weiß nicht recht, wohin?
> Es treibt mich stets, ich weiß nicht recht, wozu?

— diese Worte dürften wol manchem Passeirer dieses Alters aus dem Herzen gesprochen zu sein scheinen. Dieser Drang zum Wandern wird auf die verschiedenste Weise zu befriedigen gesucht; nicht ungerne geschieht dies durch Wallfahrten, die oft sehr weit ausgedehnt werden. Dass bei einem solchen Volke auch ein ungemein reiches Phantasieleben sich entfalten müsse, lässt

sich leicht denken. Daher denn auch der große Reichthum an Sagen im Thale, die etwa größtentheils am besten mit dem Namen „Naturmythen" bezeichnet werden können. Nebenbei sind es auch Schatzsagen, die im Thale eine große Rolle spielen; ich erkläre mir dies theilweise aus der hier herrschenden Armut, die so gerne mit dem sich beschäftigt, was ihr versagt ist und am Ende Hilfe hofft aus den Tiefen der Erde. Charakteristisch für unser Volk ist auch seine Vorstellung von einem „großen Schatze"; als ich mit einem Burschen, der mein Führer über den Jaufen war, an einer großen Steinplatte vorübergieng, erzählte er mir, dass hier ein großer Schatz verborgen liege; „denken sie sich", fügte er bei, „sechzig Gulden sollen hier vergraben sein!" Bei der nämlichen Gelegenheit erfuhr ich auch eine andere, etwas ausführlichere Sage dieser Art, die ein paar sehr interessante Züge enthält und meines Wissens noch nirgends veröffentlicht wurde. Es dürfte daher vielleicht nicht unpassend sein, mit ihr diese Skizze zu beschließen. „Auf der Jaufenburg lebten vor alten Zeiten zwei Schwestern, die eine war sehend, die andere blind; nach dem Tode ihres Vaters theilten sie die reiche Habe und maßen das Gold mit Scheffeln; dabei aber begieng die Sehende einen gar bösen Betrug; so oft ein Scheffel ihrer blinden Schwester zugemessen werden sollte, kehrte sie ihn um, um nur die Oberfläche mit Goldstücken zu belegen. Für diese arge That muss die Neidische nun büßen und der Schatz ruht unter der Erde. Wol hat man versucht ihn zu heben, aber ein großer schwerer Mühlstein, der plötzlich an

einem dünnen Faden über den Köpfen der Schatzgräber schwebte, verbreitete Schrecken und vereitelte das Unternehmen.“ — In den beiden Schwestern haben wir es vielleicht mit den Nornen zu thun und durch einen neuen Beleg wäre Simrocks Behauptung gerechtfertigt, dass auch in Sagen des südlichen Deutschlands diese Schwestern wiederkehren. Der Mühlstein aber, an einem Faden hängend, erinnert an antike Sagen, worauf wir weiter unten noch zurückkommen werden.

Auch dieser alten Skizze muss ich ein paar kurze Worte beifügen. Das Volk ist hoffentlich dasselbe geblieben, aber die Wege sind in jüngster Zeit ganz andere geworden; eine neue Straße, um deren Herstellung auch die Meraner mit ihrem Bürgermeister Dr. Weinberger sich große Verdienste erwarben, führt nun in's Passeier und bequeme Wägen erleichtern die Fahrt in's erinnerungsreiche Thal.

Aus dem Jahre der Enthüllung des Hofer-Denkmales auf dem Berg Isel.

(1893.)

I.

Volksschauspiele in Meran.

Die rührigen Bewohner der alten Landeshauptstadt Tirols, des nunmehrigen berühmten Kurortes Meran, die durch kräftiges Zusammenwirken unter Leitung tüchtiger Bürgermeister und Kurvorsteher in den letzten Decennien schon so viele Erfolge errangen, haben sich nun auch die Pflege und Hebung des Volksschauspieles zur Aufgabe gestellt. Kaum war der schöne Gedanke, der zugleich Nährung des altbewährten patriotischen Sinnes beim einheimischen Nachwuchse und anziehende Unterhaltung der fremden Gäste im Auge hatte, mit gewohnter Lebhaftigkeit angeregt, so war er auch schon zur That geworden — „Tirol im Jahre 1809" wurde bereits wiederholt unter dem warmen Beifalle der einheimischen und fremden, stets alle Plätze füllenden Zuschauer dargestellt.

Die glückliche Wahl des Stoffes, der in manchen Hauptscenen gerade in dieser Umgebung sich einst wirklich abgespielt, die begeisterte Theilnahme der Bevölkerung, die nach Hunderten sich zur Mitwirkung erbot oder die alten echten Trachten jener Zeit aus den Familienschreinen hervorholte, und nicht in letzter Linie die tüchtige Leitung des Volksschriftstellers Karl Wolf brachten trotz der Kürze der Zeit solchen Erfolg zu Stande. Man denke sich nur diesen Schauspielplatz am Fuße des rebenbekränzten Küchelberges, wo einst Hofer gegen Rusca stritt, überragt vom alten Stammschlosse Tirol, man denke sich ihn gefüllt von Hunderten, die in der alten Tracht der Väter, deren Waffen schwingend und des geliebten Kaisers Namen rufend hinaus zum Kampfe ziehen, während oben auf den Höhen schon Gewehrgeknatter und Kanonendonner, so wie einst, hier und dort beginnt und das laute Echo weckt, und man wird den Eindruck solcher Scenen leicht begreifen.

Doch ist es etwa nicht allein die Massenwirkung an solchem Orte, die uns fesselt, auch die Hauptdarsteller haben sich in ihre Rollen recht wacker schon hineingefunden, und lebende Bilder nach Defreggers Meisterwerken wirken dazwischen wahrlich überraschend. Dabei wird noch stets gebessert, jeder beachtenswerthe Wink befolgt, und jeder neue Sonntag — dies ist der Tag des Schauspiels — bringt Fortschritt oder neue Ueberraschung. Und wer dann noch in die inneren Räume der originellen Bühne blickt — es ist dies an Werktagen Liebhabern leicht ermöglicht — und in diesen Garderoben die bunte Menge alter Trachten in der

Nähe sieht, der muss darüber auch sich freuen, wie das schöne Unternehmen zugleich zur Erhaltung solcher Stücke führt, vielleicht auch dazu beiträgt, die Liebe zum alten, malerischen Kleide, welche die Burggräfler am längsten festgehalten hatten, in jüngster Zeit theilweise aber auch erkalten ließen, von neuem zu beleben.

II.

Oberst v. Ditfurth und sein Enkel.

Durch die Volksschauspiele in Meran und durch die Vorbereitungen zur feierlichen Enthüllung des Hofer-Standbildes auf dem Berge Isel bei Innsbruck werden auch manche Einzelerinnerungen an die Kämpfer des Jahres 1809 aufgefrischt, und es treten dabei nicht selten rührende Züge hervor. Darunter gibt es auch solche, die von beiderseitiger, bis zu den Enkeln fortgepflanzter Anerkennung hervorragender Tapferkeit Zeugnis ablegen und den für ihr angestammtes Herrscherhaus kämpfenden Tirolern ebenso zur Ehre gereichen wie ihren damaligen Gegnern. Es möge hier eines der schönsten Beispiele dieser Art, welches noch dazu durch den engen Zusammenhang mit der Hofer-Feier in Innsbruck besonderes Interesse erregt, Erwähnung finden.

Der bairische Oberst Karl Freiherr v. Ditfurth, welcher am denkwürdigen 12. April Innsbruck mit heldenmüthiger Tapferkeit zu halten suchte und trotz dreimaliger Verwundung bis zur vollständigen Er-

schöpfung, der dann bald sein Tod folgte, seinen Truppen voranleuchtete, war und blieb stets den ebenso heldenmüthigen Tirolern als der geachtetste Gegner in ehrendem Andenken. Ich selbst hörte schon in meinen ersten Knabenjahren im Vaterhause, das einst durch den Großvater mit Andreas Hofer innig befreundet gewesen war, den Namen Ditfurth mit Achtung nennen, und diese im Volksmund traditionelle Anerkennung echt soldatischer Ritterlichkeit auch im Gegner fand ich später in allen Schriften über jene Kämpfe vollauf bestätigt.*) Einige Ergänzungen erfuhr ich aber erst jüngst durch gütige Vermittlung des verdienten Herrn Obmannes des Comité für das Hofer-Denkmal Oberst**) Ritter v. Urich.

Die Achtung der braven Tiroler gegenüber dem ritterlichen Ditfurth war schon während des erbitterten Kampfes dadurch in schöner Weise zum Ausdrucke gekommen, dass dem durch Blutverlust erschöpften und einen Labetrunk verlangenden feindlichen Officier von einem Tiroler Patrioten mitten im Kugelregen und mit eigener Lebensgefahr dieser Trank gebracht wurde! Und ein anderer Kämpfer aus den Schaaren Hofers, einer der schneidigen Stubaier, machte sich sofort daran, Frau und Söhnlein des Gefallenen gegen etwaige Gefahr zu schützen. Das Söhnchen war, wie ich aus Primissers „Denkwürdigkeiten von Innsbruck" II, 42 ersehe, dann auch auf der Grabinschrift des auf dem alten Friedhofe

*) Vgl. jetzt auch J. Egger: „Geschichte Tirols", III., S. 549, und C. Stampfer: „Sandwirt Hofer", S. 41.

**) Jetzt General.

zu Innsbruck bestatteten Vaters erwähnt, deren Schlusstheil also lautete: „Dem geliebtesten der Gatten, dem treuesten der Freunde weinen Gattin und Freunde nie versiegende Thränen nach. Ihre Liebe lebt im zarten Sprössling fort.“ Und eben dieser Sprössling sollte später, als er, zum Jüngling herangewachsen, im Jahre 1823 des Vaters Grab besuchte, der tapferen Tiroler Achtung auch vor der Tapferkeit des Gegners selbst erproben. Der Kämpfer Tirols, welcher dem sterbenden Vater einst den Labetrunk gereicht, wies jeden Dank des Sohnes bescheiden ab, und ein anderer Kämpe Hofers aus Axams, der ebenfalls am Kampfe in Innsbruck Theil genommen hatte und im Sohne gleich des Vaters Züge wiederfand, rief ihm kernig zu: „Solche Mander, Bübl, wie dein Vater war, gibt’s nit alleweil, es ist völlig Schad’ um ihn gewesen.“

Gerechte Schätzung erzeugt stets wieder solche; das bewies das Verhältnis der Ditfurths zu den Tirolern in der Folgezeit, wo im Verlaufe sogar directe Berührung mit der Familie Hofers sich zeigt und des Letzteren Enkel, Karl v. Hofer, an Ditfurths Enkel, Bernhard, die Worte schrieb: „Auf friedlichem Wege finden sich die Enkel zweier feindlichen Helden! Gewiss eine höchst interessante Thatsache!“

Das bewies jüngst wieder in schöner Weise Ditfurths älterer Enkel Freiherr M o r i z, der, durch Tagesblätter auf unsere Hofer-Feier aufmerksam geworden, dem Comité spontan eine Spende schickte und daran die schönen Worte knüpfte, die wol am besten diese Erinnerungen schließen und den Enkel Ditfurths

nicht weniger ehren als Hofer und seine braven Kämpfer. Moriz v. Ditfurth schrieb: „Es drängt mich, durch einen Beitrag zu dem Denkmal den Helden zu ehren, gegen den im Kampfe auch mein Großvater am 12. April 1809 nach tapferer Gegenwehr, in voller Erfüllung seiner Soldatenpflicht, den Heldentod gestorben ist. Nun sind wol die Beiden in einer besseren Welt friedlich vereinigt, und ich handle gewiss nur im Sinne meines unvergesslichen Großvaters, wenn ich das Comité ersuche, diesen Beitrag gütigst seiner Bestimmung entgegenzuführen. Ein zeitgenössischer Schilderer der Ereignisse in Tirol schrieb anlässlich des Todes meines Großvaters: „Heil ihm — er fand in der Blüthe seiner Jahre, auf der Höhe seines Glückes den Tod des Helden von tapferer Männer Hand, die für ihr Höchstes wie Helden fochten.“ Den besten dieser Helden, den opfermüthigen Andreas Hofer zu ehren — sei nun auch mir, dem Enkel des einstigen Gegners, gestattet.“

Zur Majafrage.

(1894.)

„Zur Majafrage“ betitelt sich eine Schrift, mit welcher der um die Hebung des Kurortes Meran hochverdiente und ebenso als Schriftsteller bekannte Dr. Franz Tappeiner die in Innsbruck tagende Anthropologenversammlung bei dem schließlich nach Meran, in die „neue Maja“ unternommenen Ausfluge beschenkte (Meran, S. Pötzelberger 1894). Da dieselbe zu der seit dem vorigen Jahrhundert bis in die neueste Zeit vielbesprochenen, aber in Einzelheiten jetzt mehr als je strittigen Frage interessante Beiträge bietet, dürfte der nicht nur den Archäologen, sondern auch den vielen Besuchern Merans nahe liegende Gegenstand es rechtfertigen, wenn die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf gelenkt wird. Die einstige Existenz einer römischen statio in der Gegend des heutigen Weltkurortes Meran-Mais ist zwar durch die Inschrift der bekannten, jetzt im Museum zu Innsbruck befindlichen Ara Dianae — auch bei der Erklärung des Altmeisters Mommsen

und der Annahme einer doppelten statio Maiensis, wovon die eine bei Maienfeld*) — sowie durch die Vita Corbiniani des Arbeo sattsam beglaubigt; die Streitpunkte betreffen, wie gesagt, Einzelheiten, namentlich bezüglich einer näheren Bestimmung der Lage, die gerade in den letzten Jahrzehnten zu anregenden Erörterungen geführt haben. Bis dahin galt Roschmanns im Jahre 1746 aufgestellte Ansicht, dass die statio Maiensis auf dem Boden von Mais gestanden, dann am Anfange des 9. Jahrhundertes plötzlich durch einen großen Bergsturz aus dem Naifthale, welcher die große Schutthalde von Obermais herausgebildet und gleichzeitig eine Laufänderung des Passerbaches bewirkt habe, begraben worden sei, als fast unumstößlich; auch noch Forscher, wie J. Thaler**) und Justinian Ladurner, konnten sich den Darstellungen von der großen „Muhr", die im Jahre 1859 der Ingenieur J. Jordan eingehend auffrischte, nicht ganz verschließen***). Seit dem Beginne der Siebziger Jahre aber wurde nach den Anregungen des Archiv-Registra-

*) Vgl. übrigens über die ganze Sache jetzt die klare und gut belegte Beurtheilung bei J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, 2. Aufl. (Innsbruck 1887) S. 28.

**) Gegen die Ansicht von der Aenderung des Passerlaufes hat sich aber Thaler bereits 1859 (Ueber die Stadt Maja S. 6) ausdrücklich erklärt.

***) Bei dieser Gelegenheit darf wol das S. 18 in dem jüngst in Wien erschienenen Buche von Paul Clemen („Tiroler Burgen", Braumüller 1894) vorkommende Versehen, Thaler habe zuerst die Ansicht vom Bergsturze ausgesprochen und dieselbe sei dann von Roschmann wiederholt worden (!), kurz

tors J. Vetter aus Karlsruhe und besonders seit dem Erscheinen einer zuerst auch neuere geologische Forschungen heranziehenden Schrift des vielseitig thätigen Archivdirectors v. Schönherr (Innsbruck 1873) Roschmanns Ansicht vom großen Bergsturz erschüttert und Prof. J. Jung erklärte dann in seinem Buche „Die romanischen Landschaften des römischen Reiches" (Innsbruck 1882) die Entstehung jener Hypothese durch gelehrte Erinnerung an ähnliche Erscheinungen in Italien, z. B. bei dem gerade zu Roschmanns Zeit wieder entdeckten Veleia.

Seitdem entwickelte sich nun naturgemäß hauptsächlich die Frage um die Lage der alten statio Maiensis — ob am rechten Ufer der Passer (Meran), oder doch am linken (Mais), wie man früher annahm. v. Schönherr entschied sich für ersteres, wie auch Prof. C. Stampfer, der Geschichtschreiber Merans, welcher dann in mehreren Schriften die bestimmte Ansicht, Maja könne nur an der Stelle der Oberstadt von Meran sich befunden haben und zwar vom Passerthore herab bis zum jetzigen Magistratsgebäude mit dem Praetorium auf der felsigen Anhöhe des heute sogenannten Pulverthurmes, zu begründen suchte; Sanitätsrath Dr. B. Mazegger, welcher zuerst der früheren Verschleuderung der Funde steuerte und nun aus einer Reihe von Entdeckungen in Mais

berichtigt werden. Wahrscheinlich entstand dasselbe durch Missverständnis einer Stelle des diesbezüglichen trefflichen, auch die geologischen Forschungen nach Fuchs erweiternden Referates Dr. Mazeggers (Römerfunde in Obermais 1887, S. 12).

eine schöne Sammlung zusammenstellte, legte dagegen, ebenfalls in mehreren Arbeiten, wieder die Lanze für Mais ein, und es war ein Vergnügen, den in den letzten Jahren zwischen Stampfer und Mazegger mit gegenseitiger Achtung und edlen Waffen geführten Kampf zu verfolgen. Und jetzt also tritt Nestor Tappeiner gewissermaßen als Vermittler in den Kampfplatz. Wenn er davon ausgeht, dass die statio Maiensis noch im dritten Jahrhundert n. Chr., aus welcher Zeit uns in der Inschrift der Ara Dianae die erste urkundliche Erwähnung erhalten ist, nicht große Ausdehnung gehabt und sich erst allmälich, bis zum endlichen Auftreten als civitas im achten Jahrhundert, vergrößert habe, so dürfte die besonnene Annahme kaum auf Widerspruch stoßen. In der Bestimmung der ursprünglichen Lage entscheidet er sich mit Vetter, v. Schönherr und Stampfer für das rechtseitige Passerufer, präcisiert aber seine Ansicht dahin, dass dieselbe zwischen dem jetzigen Passeirerthor Merans und der Zenoburg zu suchen sei. Auch er benutzt dafür Arbeos Beschreibung der Stelle, an welcher derselbe einst in der Nähe des Castrum Maiense abstürzte und fügt bisherigen Beweisversuchen, dass sie nur auf das rechte Passerufer passe, weitere ortskundige Bemerkungen bei, die allerdings, will man jenen Bericht nicht überhaupt anzweifeln oder an demselben deuteln, beim Localaugenschein kaum den Eindruck verfehlen werden*). Auf

---

*) Den Wortlaut der Stelle „in praecipitium castri", abgesehen von der Lage, hat aber Mazegger, Majafrage (1889) S. 32 besser erklärt als Tappeiner S. 5.

der Höhe der Zenoburg selbst, wo sich an Burgmauertrümmern noch jetzt Kennzeichen einer römischen Füllmauer zeigen, habe sich wol schon im ersten christlichen Jahrhundert ein römisches Castell befunden. Mit der Erweiterung der statio habe sich nach und nach aber auch Ansiedelung auf dem linken Passerufer entwickelt, indem dort Colonistenhäuser und Villen erstanden. Villenbauten in Mais, resp. in der Lazag hatte auch C. Stampfer, Geschichte der Stadtmauer S. 9, zugegeben.

Das bisherige dürfte wol schon in dieser Skizze — die näheren Terrainforschungen und geologischen Auseinandersetzungen wollen selbst gelesen sein — den Eindruck einer gut durchdachten Vermittlungstheorie gemacht haben. Bei der schließlichen Erklärung des plötzlichen Verschwindens Majas kehrt aber dann Tappeiner überraschend zur Annahme einer Naturkatastrophe zurück, jedoch in einer neuen, von der nun allseitig verurtheilten Hypothese Roschmanns ganz verschiedenen Weise. Er sagt darüber im Endergebnisse kurz zusammenfassend: „Wahrscheinlich gieng um jene Zeit ein gewaltiger Naifmuhrausbruch direct von Osten nach Westen zum hinteren Felsabhange des Zenoberges und staute sich da mit gewaltigen Felsblöcken und Schutt am Zenofelsen hoch auf und sperrte die Passer ganz ab, so dass sich von da bis gegen Riffian ein mächtiger See bilden musste, welcher dann beim plötzlichen Durchbruch der Sperre mit seinen Fluten das ganze rechtseitige Passerufer mit allem, was da stand, Gebäuden, Mauern und Thoren bis auf den Felsgrund wegspülte.“ Auch der-

jenige, welcher auf solchem Gebiete sich kein Urtheil anmaßen kann, wird in jedem Falle seine Combination anerkennen müssen, die nebenbei bemerkt, zugleich die spärlichen Funde auf dem rechtseitigen Passerufer gegenüber den reicheren auf dem Villengebiete von Mais erklären könnte. Der Verfasser hebt in seiner durchaus objectiven Weise die geringe Anzahl der ersteren selbst stark hervor; ich möchte in dieser Hinsicht auch auf noch mögliche Ergänzungen, z. B. auf den 1873 in Meran gemachten und zum Theil noch rechtzeitig von mir erworbenen Fund von Bronzemünzen aus der Zeit Trajans bis zur Constantinischen nicht zu großen Wert legen, da derselbe, so viel noch zu erfahren war, in der unteren Stadt und zwar als ziemlich zusammenhängende Gruppe entdeckt wurde*).

Im Anschlusse noch ein paar kleine Bemerkungen. Mir will, nachdem ich seit meiner Jugend alle Untersuchungen auf diesem schwierigen Gebiete verfolgt und in den letzten Jahren wiederholt mit befreundeten Gelehrten alle diese Stätten unter Berücksichtigung sämmtlicher Hypothesen in Augenschein genommen habe, der Gedanke nicht aus dem Sinn kommen, dass, wie die Sachen nun stehen, vielleicht Versuche von Grabungen an verschiedenen Stellen der alten Zenoburg einige Aussicht auf Erleichterung gewisser Entscheidungen bieten könnten. Wenn es nämlich mehr als wahrscheinlich ist,

*) Die Stellen der Münzfunde in Meran sind bisher überhaupt leider mehrfach ziemlich unbestimmt; vgl. Flavian Orgler, Fundorte von antiken Münzen in Tirol, Zeitschrift des Ferdinandeums 1878, S. 74.

dass die Verhältnisse der statio Maiensis nicht nach der Entstehung aus einem ausgedehnteren römischen Lager, wie uns dasselbe die an die Berichte des Polybios, des sogen. Hyginus, des Vegetius sich anschließenden neueren Forschungen, freilich noch immer mit manchen Schwankungen im einzelnen, darstellen*), zu beurtheilen sind, so läge es nicht ferne, gerade die alte Zenoburg, welche auch vor Tappeiner manche bereits als römisches Castell bezeichnet hatten (vgl. z. B. B. Webers Meran S. 149 und C. Stampfer Burgen in Meran und Umgebung S. 20), als den ersten Stützpunkt der Operationen in dieser Gegend zu betrachten. Die Römer besetzten bei ihrem Eindringen unter Drusus solche Schlüsselpunkte, auf denen schon früher rätische arces, wie sie Horaz Carm. IV, 14, 11 nennt, oder castella, von deren Eroberung Velleius II, 95 spricht, gestanden, gewiss in erster Linie und dieselben boten nach der Herabwerfung und vollständigen Bezwingung der Feinde zunächst der zurückgelassenen, sicher nicht übergroßen Besatzung den besten Standort**).

Man denke z. B. auch an die Station Subsavione mit dem ausgedehnten Castell Säben (Sabiona) und der

---

*) Vgl. jetzt bes. noch Fr. Hankel in den neuen Jahrbüchern f. Philologie 1880 S. 737 ff. und 1881 S. 857 ff.

**) Dass überhaupt von vorneherein zur Besitzergreifung der Gegend der nachmaligen statio Maiensis nur eine Heeres-Abtheilung, deren Zahl nach damaligen Verhältnissen nicht zu überschätzen ist, von Pons Drusi heraufgeschickt wurde, ist gewiss mit Recht bemerkt worden; vgl. auch C. Stampfer, Vorgeschichte von Meran (1884) S. 10.

in dortiger Gegend errichteten Zollstätte (vgl. J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, 2. Aufl. S. 29) oder an Formigar, jetzt Sigmundskron bei Bozen, wohin seit dem berühmten Grafen B. Giovanelli manche Forscher geradezu Pons Drusi verlegen wollten. Bezüglich der ähnlich ausgedehnten Zenoburg bemerkte selbst der ganz anderen Ansichten huldigende Alt-Meraner J. Jordan in der Schrift über Maja S. 95, „dass die Gebäude einst offenbar über den heutigen Felsen hinausgiengen, aber durch das Unterspülen desselben durch die Passer, wie ein großer Theil des Felsens selbst, hinabstürzten." Beobachtet man nun dazu in den heutigen Trümmern der Schlossanlage, obwol letztere im Mittelalter natürlich Veränderungen erlitt, neben Spuren einer römischen Füllmauer das Hauptthor vorne an der Kreuzung der Wege einerseits über den Küchelberg nach Tirol und anderseits nach Passeier, ferner die oben sich gegenüber liegenden Seitenthore, so würde man nur noch die der porta praetoria gegenüberliegende decumana vermissen, um theilweise Erinnerungen an römische Lagerverhältnisse auch im kleineren Maßstabe dieser Castellanlage herauszufinden. Ich will übrigens den Vergleich mit einem kleinen Lager gewiss nicht sehr urgieren, müsste ich ja da auch auf Einwendungen bezüglich der bei der gegenwärtigen Terraingestaltung geradezu in den Passerabgrund blickenden decumana gefasst sein; ich möchte bei dieser Gelegenheit nur dafür, wie wenig man unter gewissen Verhältnissen immer nach einer Schablone vorgehen kann, darauf hinweisen, dass bei Ammian XXV, 6, 7

erzählt wird, Julian habe ein Lager aufgeschlagen, das von drei Seiten durch Felsen eingeschlossen, nur an einer Seite — von der porta praetoria her — zugänglich war (vgl. zur Sache J. Marquardt römische Staatsverwaltung II, 401). Doch lassen wir auch solche Dinge mit Einzelheiten neuerer Detailforschungen bei Seite, der Zenoberg ist jedesfalls ein von der Natur geschaffener Platz, um nicht nur Wege zu beherrschen, wie es sich auch im Jahre 1809 wieder zeigte*), sondern auch die jenseits des Flusses liegenden Gebiete zu überblicken. Und solche Punkte ließen die praktischen Römer überhaupt nicht leicht außer Acht (vgl. Kubitschek-Frankfurter, Führer durch Carnuntum, S. 10). Freilich eine noch weitere Aussicht und zugleich eine gewisse Deckung des Castells bietet der auf dem gegenüberliegenden Küchelberg stehende sog. Pulverthurm, in dessen innerem Theile zuerst F. Plant**) römisches Bauwerk erkannte; wir könnten also da wol einen bald nach der Besitzergreifung entstandenen Wartthurm annehmen, da meines Wissens nichts dazu zwingt, diesen inneren Bau erst der späten Römerzeit zuzuschreiben und solche Wartthürme in den Alpen überall sich erhoben (vgl. die Zusammenstellungen bei P. Clemen Tiroler Burgen S. 21)***). Wären nun aber diese

---

*) Vgl. Stafflers Tirol II, 687 und C. Stampfer, Geschichte von Meran S. 259.

**) Berg-, Burg- und Thalfahrten bei Meran (Meran 1885) S. 41; vgl. dazu jetzt P. Clemen S. 20.

***) Darüber, wie es sich mit der Angabe in B. Webers Meran (1845) S. 73 verhält, dass an der ganzen Bergesseite,

beiden Punkte für die ursprüngliche militärische Occupation fixiert, so würde der Anschluss der pacis opera, um einen Ausdruck des Tacitus (Hist. IV, 22) zu gebrauchen, also der Vorrathshäuser, Buden, Villen u. dgl., sowol auf der Strecke Zenoburg-Pulverthurm resp. Passeirerthor, als auch auf der gegenüberliegenden Flussseite, zunächst in der Lazag, welche Gegend bereits B. Webers Meran S. 111 hervorhebt und wo auch Sanitätsrath Dr. Mazegger besonders zahlreiche Funde machte*), sich leicht erklären. Bezüglich des Zweckes der Besatzung von Teriolis im 4. Jahrhundert möchten wir auf die Auseinandersetzung von J. Jung, Römer und Romanen S. 53 verweisen.

Sollten diese Zeilen, welche, weil nur in Zwischen-

welche sich vom Pulverthurm gegen den Zenoberg erstreckt, beim Umgraben Spuren ehemaligen Gemäuers und einer größeren Ansiedlung sich fanden, wäre vielleicht auch eine nähere Aufklärung wünschenswert.

*) Auch im Fundbericht Dr. Mazeggers in der „Meraner Zeitung" vom 10. October 1894, Nr. 121. und im „Bote f. T. u. V." vom 12. ds., Nr. 234, tritt diese Lazag, die auf dem linken Passerufer dem Zenoberge gegenüber sich hinziehende Gegend, wieder bedeutend hervor. Dass dann im Verlaufe bei der unläugbaren Erweiterung der Ansiedlung auch andere Stellen von Mais bebaut wurden, wäre auch bei unserer Annahme leicht erklärlich. Sehr interessant wäre es, wenn die zweite, nun von Dr. Mazegger, außer der Lazag, noch betonte Fundstelle in der Gegend der Maria-Trost- und Pfarrkirche näher untersucht würde; vielleicht gelänge es dann dem unermüdlichen Forscher, aus bezeichnenderen bisherigen Funden und den noch zu erwartenden, Hauptcharakter nnd Entstehungszeit der dortigen Gruppe der Ansiedlung einigermaßen zu bestimmen.

stunden entstanden, ohne jede Prätension auftreten, nur dazu beitragen, das Interesse für die dankenswerten Untersuchungen in weiteren Kreisen wach zu halten, vielleicht auch die emsigen Forscher Merans zu erneuten Anstrengungen anzuregen und Probeversuche auf der Zenoburg, die Dr. Tappeiner, wie an anderen Orten, gewiss wieder opferwillig übernehmen würde, zu erleichtern, so wäre ihr Zweck erreicht.

Doch nun zum Schlusse noch Etwas! Bereits im Jahre 1835 hatte man in Meran daran gedacht, zur Förderung der Majaforschung einen Verein zu gründen und zu diesem Zwecke eine Versammlung veranstaltet (vgl. Jordan S. 102); es haben dann 1859 J. Thaler (Maja S. 19) und J. Jordan (S. 103) diesen Gedanken neu anzuregen gesucht. Sollte jetzt, nachdem das damalige Landstädtchen Meran und das einfache Dorf Mais sich zum weltbekannten Kurorte emporgeschwungen, der unter Einheimischen und Fremden so viele hochgebildete und wolhabende Bewohner zählt, darunter für die Sache begeisterte Forscher und Anreger, wie Mazegger, Stampfer, Tappeiner, nicht die Zeit gekommen sein, jenen schönen Plan zu verwirklichen? Was solches Zusammenwirken im Vereine zu leisten vermag, ersieht man z. B. in unserem Oesterreich jetzt gerade an den so rasch fortschreitenden Entdeckungen in Carnuntum*); ist Maja auch mit Carnuntum an Wichtigkeit nicht zu vergleichen und dürfen wir uns so

*) Vgl. Jahresberichte des Vereins Carnuntum, Wien 1885—93 (97).

überschwänglichen Hoffnungen auf große Schätze, wie sie Jordan einst äußerte, allerdings nicht hingeben, so würde jedenfalls auch hier durch, so am ehesten mögliche, planmäßig verfolgte Untersuchungen manches Licht der Wissenschaft und dem Kurorte ein neues Blatt des Ruhmes zu Theil. Zugleich könnte ein solcher Verein auch über die weitere Umgebung Merans wachen, damit nicht, wie es bekanntlich nicht selten geschehen, zufällige Funde verschleudert werden oder unwiederbringlich verloren gehen.

(1898.)

Hier mögen nun noch ein paar nachträgliche Bemerkungen angereiht werden. Zu meiner Freude hat sich auch in den letzten Jahren das Interesse für diese Frage immer rege erhalten. Außer mehreren Beiträgen in den Meraner Localblättern, von denen einige für meine oben dargestellte Hypothese sich entschieden, sind besonders zwei neue eingehendere Schriften des Sanitätsrathes Dr. Mazegger und des Dr. von Tappeiner zu erwähnen.*) Dr. v. Tappeiner theilt als Resultat der von ihm in freundlicher Befolgung meines Rathes bisher auf dem Hügel der Zenoburg vorgenommenen Grabungen S. 28 mit, „dass unter den auf der Zenoburg ausgegrabenen Funden sich

*) Die Römerfunde und die röm. Station in Mais von Dr. B. Mazegger, Innsbruck 1896. — Zum Schluss der Maja-Frage von Dr. F. Tappeiner, Meran 1897.

unzweifelhaft prähistorische und römische Scherben befinden. Die römischen Scherben stammen von Terra-sigillata-Gefäßen, im ganzen neun Stücke, die zu mindestens zwei Gefäßen gehörten, und zwar zu flachen Schalen. Auf der Innenseite eines Bodenstückes sind Reste eines vertieften Stempels erhalten. Damit ist erwiesen, dass der Felskopf der Zenoburg schon in vorgeschichtlicher und in römischer Zeit besetzt war." Es wurde also bereits durch diese Funde erwiesen, was ich im Jahre 1894 vermuthet hatte. (Vgl. oben S. 60.)

Ferner erhielt ich durch Prof. Dr. A. Schatz in Meran noch weitere Nachträge zu den Fundberichten auf dem rechten Passerufer. Dieselben, die ich anderswo näher bespreche, lauten im Wesentlichen dahin, dass bereits im Jahre 1878 am nördlichen Abhange der Zenoburg, im Acker hinter dem viereckigen Thurme eine noch mit allen Fundangaben erhaltene Bronzemünze des Drusus ausgegraben wurde — also eine Drususmünze gerade auf diesem Platze! — und dass im Jahre 1897 auch in der Stadt selbst wieder einmal eine Entdeckung gemacht wurde, nämlich eine Bronzemünze des Gallienus im Hause der Frau Gemaßmer, Wasserlauben Nr. 9. Mehren sich so die Funde auf dem rechten Passerufer neben den allerdings, aber aus erklärlichen Gründen, zahlreicheren auf der Maiser Seite doch zusehends, so dürfte meine ohnehin ziemlich naheliegende, den Streit vermittelnde Hypothese vielleicht im Verlaufe mehr und mehr bestätigt werden und möglicherweise komme ich dann mit Sanitätsrath Dr. Mazegger, der meine voranstehenden Zeilen in seinem letzten

Buche auch als eine „streng sachlich gehaltene Arbeit“ bezeichnete (S. 53), zu noch größerem Einverständnis, was mich diesem Forscher gegenüber besonders freuen würde.

Weiteres Vergnügen bereitete mir heuer die Kunde, dass die längst geplante Gründung eines Local-Museums in Meran, welches dem Landes-Museum in Innsbruck durchaus nicht schaden soll und darf, aber gerade auch solche Forschungen unter der Aegide Mazeggers und v. Tappeiners — C. Stampfer ist indessen leider schon heimgegangen — nur fördern könnte, endlich in naher Aussicht stehe. Nur so vorwärts in der altberühmten und neu aufblühenden Passerstadt auch auf wissenschaftlichem Gebiete!

Erinnerungsblatt

für

Prof. Cölestin Stampfer, den Geschichtschreiber der Stadt Meran.

(1895.)

Es war kein äußerlich reich bewegtes Leben, das durch den Heimgang des Prof. Stampfer abgeschlossen wurde, und dennoch hat der bescheidene Mann eine Bedeutung erlangt, die sein Scheiden für weite Kreise schmerzlich fühlbar macht. Volle 42 Jahre wirkte der nun Verblichene im Dienste der Jugendbildung und stiller wissenschaftlicher Arbeit am Gymnasium in Meran als einfacher Professor, ohne je nach einer anderen Stelle zu trachten, bis er wie ein edler miles veteranus noch treu auf seinem Posten stehend dahingerafft wurde. Und nun trauert um ihn sein Stift, dessen Traditionen er, als Schüler der Trias Albert Jäger, Beda Weber, Pius Zingerle stets hochgehalten; es trauert das Gymnasium mit der großen Zahl der Schüler, die er dort seit so langer Zeit geleitet und

erzogen; es trauert ohne Unterschied einer Parteirichtung die gesammte Stadt Meran, deren Geschichtschreiber und Ehrenbürger er geworden, und mit der alten Landeshauptstadt auch das ganze Land um den braven Sohn, dessen Name als Historiker weit über die engeren Grenzen drang.

C. Stampfer, am 3. September 1823 zu Burgeis im Vinstgau geboren*), wurde als junger Benedictiner von Mariaberg im Jahre 1852 zum Lehrer am Gymnasium in Meran bestellt. Schreiber dieser Zeilen war unter seinen ersten Schülern und er weiß, dass er nur aus dem Herzen aller spricht, wenn er den vielseitig anregenden Einfluss, den Stampfer sofort ausübte, hier hervorhebt. Mit edler Würde, zielbewusster Klarheit und gerader Offenheit war damals schon wahre Menschenfreundlichkeit vereint, die ihm fortan und bis zu seinem hohen Alter die Liebe aller Schüler und aller Freunde dauernd sicherte. Geziertes Wesen und Schönthuerei waren ihm zuwider; derartiges verscheuchte er am liebsten und in kurzer Weise durch feinen Witz. Betonung der Eintracht unter Mitschülern lag ihm stets am Herzen; an die Lehrstunden auf dem Gebiete der Naturgeschichte, welche er zuerst neben der Geschichte hauptsächlich zu behandeln hatte, knüpfte er öfter lehrreiche Excursionen, wobei er nicht nur zur Sammlung von Objecten, sondern auch zum schönen Zusammen-

*) Vgl. Wurzbach, Biograph. Lexicon des Kaiserthums Oesterreich 37, S. 125; Scriptores Ordinis S. Benedicti S. 457; Keiter, Kathol. Literaturkal. 1894, S. 201; Kürschner, Deutscher Literaturkal. 1894, S. 1152.

wirken anzuregen suchte. Damals wurden von ihm im Vereine mit seinem jüngeren Freunde, dem Montanistiker Franz Hafner, welcher jetzt als verdienter k. k. Steuereinnehmer im Ruhestande wieder in der Vaterstadt Meran weilt, die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Anstalt neu geordnet und bereichert. Im Geschichtsunterrichte wurde zugleich auch auf correcten Ausdruck und flüssige Darstellung bei der Repetition Wert gelegt und besonders angenehm war es dem Lehrer, wenn ein Schüler außer dem Schulbuche noch ein anderes, von ihm beim Vortrage gelegentlich erwähntes Werk benützt hatte.

Die literarische Thätigkeit Stampfers gieng vom Gebiete der Naturgeschichte, womit sie im Gymnasialprogramme 1855 begonnen, bald hauptsächlich auf das der Geschichte über. Mit klugem Takte wählte er, nachdem er Zutritt zu Archiven und namentlich zu dem in Meran erhalten hatte, Stoffe aus der Geschichte jener Gegend, in der er zu Hause war und wirkte. Die Beiträge, welche er 1859—62 in der Zeitschrift des Meraner Lesevereines, in Beilagen der Bozner Zeitung und im Programme 1860 veröffentlichte, zeigen sich bereits als die Vorboten der größeren Arbeiten mit besonderer Rücksicht auf Vinstgau, Meran und dort spielende Ereignisse der Befreiungskämpfe. In diese Periode, nämlich ins Jahr 1861, fällt auch die erste seiner ausgedehnteren Schriften, die „Geschichte Vinstgaus während der Kriegsjahre 1796—1801“, von welcher er noch kurz vor seinem Tode die zweite Bearbeitung besorgte. Besonders anregend wirkte dann auf ihn das

unvergeßliche „Archiv für Geschichte und Alterthums-kunde Tirols“, für welches er 1865 auch selbst einiges schrieb, wie er seit 1866 auch am „Geschichtsfreund“ mitarbeitete. Und nun entwickelte sich die Thätigkeit immer reicher und rascher. Noch im Jahre 1865 erschien die „Chronik von Meran“, welche schon 1867 die zweite Auflage erlebte. In den 1867 veröffentlichten „Erinnerungen an die bayerische Herrschaft in Tirol“ sehen wir eine Vorarbeit zu dem späteren Buche „Sandwirt Andreas Hofer“ (Freiburg 1874; 2. Auflage 1889). 1872 entstand die „Geschichte der Stadt Meran in der neueren Zeit 1490 bis 1872“; dieselbe wurde in der zweiten Auflage (Innsbruck 1889) zu einer vollständigen Geschichte der Stadt „von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart“ erweitert, nachdem im Jahre 1888 in der Programmabhandlung die „Geschichte der Stadtmauern von Meran“ behandelt und dabei auch die Stellung des Verfassers zur vielbehandelten „Majafrage“ näher dargestellt worden war. Stampfer freute sich aber nicht nur an der Erforschung der schönen Geschichte der Stadt, sondern als wahrer Freund auch an dem neuesten Aufblühen derselben zum Weltkurorte, wie dies viele Stellen seiner Schriften beweisen; ja diese Freude führte ihn sogar noch einmal zu botanischen Programmabhandlungen zurück (1875 und 1876), worin er die Pflanzen in den Kuranlagen Merans besprach. Und noch seine letzte Schrift „Schlösser und Burgen in Meran und Umgebung“ (Innsbruck 1894) zeugt von dieser Liebe und Begeisterung. Von sonstigen Arbeiten erwähnen wir noch das Lebensbild des alten

Meraner Decans A. Santner (1878) und jenes des Regens G. Purtscher, welcher zur Zeit der Befreiungskriege eine Rolle spielte (Programm 1880, 81, 82), ferner die „Chronik der Marktgemeinde Mals“ (1885) und die „Chronik des k. k. Gymnasiums zu Meran“ (1886).

So bescheiden Stampfer war und obwol er nicht Auszeichnungen suchte, so wenig verhehlte er bei seinem stets offenen Charakter die Freude an den Glanzpunkten seines stillen, opferwilligen Lebens. Und diese waren, als ihn seine zweite Heimat, die aufstrebende Kurstadt Meran, zum Ehrenbürger ernannte, als sein geliebter Abt, ein ehemaliger Schüler, ihm zur Feier seiner 40jährigen Lehrthätigkeit ein schönes Fest bereitete und — der Gipfel des Ganzen — als ihn sein Allergnädigster Kaiser mit dem goldenen Verdienstkreuze mit der Krone auszuzeichnen geruhte.

Sein Andenken wird fortdauern und ein gesegnetes sein; das dankbare Meran hat ihn durch Aufstellung seines Bildes im Magistratssaale nochmals geehrt.

Egart und Oberhaus bei Meran.

(1880, 1898.)

Unter den Bädern in der Nähe meiner alten Vaterstadt werden am meisten genannt Egart, Oberhaus, Ulten, Verdins. So sind sie unparteiisch in alphabetischer Ordnung aufgezählt. Es ließe sich über alle recht viel Schönes sagen. Ueber die beiden letztgenannten wurden aber schon von Anderen wiederholt eingehendere Berichte erstattet. Das „Mitterbad“ in Ulten, welches durch seine starke Eisenquelle, durch seine Naturschönheiten ebenso bekannt ist, wie durch die treffliche Verpflegung, die man dort genießt, hat Heinrich Noë im Jahre 1868 auch noch durch eine im „Frühling von Meran“ mitgetheilte Bismarck-Episode interessant zu machen gesucht. Ob aber der in jener Liebesgeschichte auftretende Herr dieses Namens wirklich der nachmalige Kanzler gewesen, scheint noch immer nicht ganz sicher. Mir wenigstens wurde bald nach dem Erscheinen des genannten Büchleins, das ich im „Tiroler Boten“ kurz

besprach, von einem Rheinländer in Meran gesagt, es habe sich allerdings in vergangenen Jahren mehrmals ein Bismarck in der Umgebung aufgehalten, den er persönlich kannte; der sei jedoch Sprössling einer anderen Linie gewesen. — Doch ich will ja hier über Egart und Oberhaus ein wenig plaudern und gerade darum, weil wir an diesen in letzter Zeit weniger ausführlich besprochenen Stätten wahre Musterstücke eines alten Meraner Bürger- und eines alten Burggräfler Bauernbades treffen und dieselben mir manche angenehme Erinnerungen wachrufen.

Egart liegt auf der Töll am Eingang in den Vinstgau, am rechten Ufer der Etsch. Auf der Anhöhe jenseits des Flusses prangt zwischen prächtigen Getreidefeldern und Obstbaumgruppen das Pfarrdorf Partschins und über diesem lugt auf steiler Höhe Oberhaus aus zartgrünem Lärchenwalde hervor. In der Gegend der Töll war bekanntlich eine römische Zollstation; bei Partschins wurde auch die berühmte, einst vom Grafen Giovanelli, in neuester Zeit von Mommsen meisterhaft behandelte Ara Dianae mit der interessanten Inschrift, welche auch von den Maja-Forschern so oft genannt werden muss*), aufgefunden. Da in dieser Gegend auch noch andere Inschriften — ein Grabstein ist noch heute in der Mauer des Hochhubenhofes in Partschins zu sehen — und Reste des Alterthums zu Tage kamen, so meinte Pfarrer Josef Thaler und mit ihm Beda Weber, dass wol auch das Bad Egart

*) Siehe oben S. 55.

schon in die Römerzeiten zurückreichen und der Name aus Egerietum „Heiligthum der Egeria“ zu erklären sein dürfte. Die erstere Annahme wäre gewiss nicht undenkbar, da ja die Sorge der Römer für Badeanlagen und Benutzung der Heilquellen auch in den Provinzen bekannt genug ist; bezüglich der Namensableitung schütteln freilich neuere Forscher auf diesem Gebiete bedenklich das gelehrte Haupt*).

Im Jahre 1822 wurde durch eine Actiengesellschaft in Meran der gegenwärtige Bau mit den breiten Marmortreppen, dem hübschen Speisesaale und den luftigen Schlafgemächern hergestellt. Also schon damals regten sich in der alten Landeshauptstadt, deren allmäliche Entwicklung zum berühmten Kurorte man gewöhnlich seit dem Jahre 1836 datiert, sichtlich schon Anfänge eines gewissen „Kurgeistes“. Denn man dachte bei Aufführung dieses Gebäudes, dessen Bequemlichkeit dann B. Weber, J. Staffler, ja auch noch Ida von Düringsfeld in gleicher Weise hervorhoben, doch kaum ausschließlich an eine Anstalt für behäbige Meraner. Dennoch blieb das „Badl“, wie es im Volksmund schlechthin heißt, ähnlich wie der Brixner sein „Badl“ bei Vahrn rühmt, meist nur von solchen besucht. Gar manche jener Gestalten, denen Karl Wolf und Robert Maurer gelegentlich alte Erinnerungen widmeten, waren im heißen Juli hier zu treffen.

*) Einen Ueberblick über die Entwicklung der Ortsnamenforschung in Tirol mit besonderer Berücksichtigung der Verdienste Chr. Schnellers habe ich in der „Wiener Zeitung“ 1893 Nr. 277 entworfen.

Ich gedenke noch immer gerne jenes feierlichen Augenblickes, als ich, ein achtjähriger Knabe, an der Seite meines lieben Vaters zum erstenmal in den Speisesalon trat, die bunten Papageigruppen an den bemalten Wänden bewunderte und die ernste Beherrscherin des Café Paris in Meran, die Besorgerin aller Delicatessen meiner Vaterstadt, mit ihrem Strickstrumpfe beschäftigt auf dem Ehrenplatz erblickte in Erwartung der Dinge, welche heute das „Bad-Hiesele" für seine Gäste auf die Tafel bringen werde. Aristokraten waren, als ich im Verlaufe von Jahren noch öfter hinkam, immer nur mehr ausnahmsweise vertreten; hatte dieser Stand ja im gegenüberliegenden Partschins seine Edelsitze und Villen, wo man sich in Nachahmung der Verhältnisse der Bozener auf dem Ritten an schönen Gärten, an gegenseitigen Besuchen und Bewirtungen erfreute. Im „Badl" fiel mir damals nur ein etwas ältlicher Baron N. auf, ein liebenswürdiger Herr, der durch einige Jahre die Anstalt besuchte und nach Tisch gerne ein paar Auserwählte zu sich in sein geräumiges, reichlich mit kölnischem Wasser bespritztes Eckzimmer lud, um dort in aller Ruhe zusammen eine feine Cigarre zu schmauchen. Aber im Ganzen und Großen blieb, wie gesagt, Egart doch immer das „Meraner Badl", dessen Inhaber sogar froh war, wenn im holden Wonnemonat Mai eine Abtheilung der Meraner Gymnasiasten dorthin den üblichen Frühlingsausflug unternahm — unser Obmann war damals Prof. Andreas Maister, der erste genaue Erforscher des Burggräfler-Dialektes — oder wenn im September beim Schlusse der Saison der Bäckermeister

Fiegl für die Altschützen aus Meran ein „Mahlele“ bestellte und Verdienst in Aussicht stellte.

Was die Anstalt trotz der Quellen, trotz der angenehmen luftigen Lage in der Nähe der Kurstadt, trotz der bequemen Wohnungsräume und der hübschen Spaziergänge, über welche nun Fridolin Plant in seinem trefflichen „Führer durch Meran und dessen Umgebung“ Aufschluss gibt, nicht zu größerem Aufschwung gelangen ließ, war wol hauptsächlich der Umstand, dass unter dem Heilwasser eigentlich nur die Schwefelquelle in Betracht kam, die Eisenquelle dagegen als zu schwach erkannt wurde. Das änderte sich aber im Jahre 1880, als ich gerade dort wieder weilte; es schien die alte Quellnymphe ihre Schätze auf einmal wolthätiger öffnen zu wollen. Dem neuen Badwirt „Jaggele“ ließ sie da durch einen treuen Gast, den Photographen Breßlmayer, welcher auch das Bild der altehrwürdigen Stätte zuerst in weitere Kreise gebracht hatte, wie zum Danke eine neue stärkere Eisenquelle aufzeigen. Dieselbe wurde sofort ins Badhaus geleitet, wo neues Leben einzog, wo es rieselte und rauschte, hier das neu entdeckte Eisenwasser, dort die altbekannte Schwefelquelle im blinkenden Bassin, da Douche, dort ein Dampfbad, um den müden Körper zu erquicken.

Hoffentlich ist das alles bis zum Jahre 1898 so geblieben und noch weiter gediehen; denn das „Jaggele“ scheint nach Berichten aus Meran noch immer dort zu hausen und gelegentlich seinen Gästen von alten Zeiten

und vom guten Vater Radetzky, in dessen Diensten er einst stand, zu erzählen.

II.

Doch nun empor nach Oberhaus! Ich fand dieses Plätzchen trotz der vielen Veränderungen, welche der stets wachsende Aufschwung Merans auch in der Umgebung mehr und mehr hervorgezaubert, noch ganz in demselben Zustande, welcher sich einst dem Knaben beim ersten Besuche so tief eingeprägt hatte. Dieselben einfachen Bänke unter der mächtigen Lärche, bei welcher die eiskalte Quelle hervorsprudelt, dasselbe gebräunte Holzgebäude für die Gäste und darüber die alte Kapelle mit den mancherlei durch der Zeiten und des Wetters Unbill verursachten Sprüngen und Rissen im Gemäuer; auch das Publikum war dasselbe geblieben; zwar nicht mehr dieselben Menschen, aber dieselben Kreise: zum größten Theile Bauern aus der Umgebung in der schmucken Feiertagstracht, doch auch einige Bürger Merans, welche froh vereint auf der vielleicht einzigen ebenen Stelle vor dem „Speisesaale" dem Kegelspiele huldigten. Der Wirt war natürlich auch bei der Gesellschaft und sah mit Vergnügen einen neuen Gast heransteigen. Auf meine Frage, ob noch eine Zelle in seiner Herberge frei sei, erhielt ich den frohen Bescheid, gerade die „netteste" könne ich noch haben, die er so lang als möglich für „bessere Leute" aufbehalte. Nachdem ich ein Seitel „Röthel" zur Kräftigung und zum „Einstand" getrunken, führte man mich in mein Gemach, da ich nach dem strengen Aufstieg in der Mittagshitze

vorerst ein wenig ruhen wollte. Es war allerdings eine allerliebste Zelle, viel geräumiger als jene, die ich als Knabe bewohnt hatte; die Holzwände reinlich, zwei saubere Betten und über jedem derselben ein hölzernes Gestell zur Hinterlegung der mitgebrachten Kleinigkeiten. Ich streckte mich auf einem der Lager aus, überließ mich lieben Jugenderinnerungen und schließlich befiel mich leiser Schlummer. Doch bald wurde ich durch Pochen geweckt und auf der Schwelle erschien der freundliche Wirt mit etwas verlegener Miene. „Nichts für ungut“, war der kurze Inhalt seiner Worte, „gerad ist wieder ein Gast gekommen, den ich nicht in's Heu legen kann, wie seinen Knecht; da müssen Sie mir schon erlauben, Ihnen einen „Kameraden“ in's zweite Bett hereinzulegen. Es ist ein guter Bauer aus der Nähe, Sie brauchen keine Sorge zu haben, und schnarchen thut er auch nicht.“ Kaum hatte ich auf diese Beruhigung hin meine Zustimmung gegeben, welche der Herbergvater zufrieden schmunzelnd mit sich nahm, erschien auch schon ein Bauer mit einem Korbe und begann nach kurzem Gruße den Inhalt seiner Last dem Gestelle oder dem zweiten Bette anzuvertrauen, zuerst einige Feiertagskleider, dann Stücke von geräuchertem Fleisch und Speck, endlich eine Batterie Flaschen. Das Alles reizte doch schließlich meine Neugierde zur Frage, woher er komme und warum er hieher so viel Proviant mitgebracht? Seine Antwort belehrte mich, dass er nur der „Knecht“ sei und dass der Bauer, welcher einstweilen unten bei der Kegelbahn sitzen geblieben sei, sonst schon auch mit der „Wirtschaft da heroben“ recht zu-

frieden war; aber der eigene Hausspeck beim Wassertrinken und ein Schluck des „Haustrunkes“ vor dem Schlafengehen seien „für einen guten Bauern alleweil eine gute Sache“.

Diesen Ankömmling musst du dir doch gleich anschauen, dachte ich, erhob mich flugs und stieg hinunter nicht ohne einige Besorgnis, am Ende doch einen recht beleibten „Schnarcher“ zu finden, welcher der Nachtruhe gefährlich werden könnte. Um so angenehmer war ich überrascht, als mir der Wirt unten den Gesuchten zeigte, der bereits eifrig am Kegelspiel sich betheiligte und soeben ein „Kranzl“ zustande gebracht hatte. Da stand ein schlanker Vierziger, den man sich ebensogut in der flotten Zillerthaler Tracht hätte denken können, wenn nicht der Gesichtsausdruck den Burggräfler verrathen und angedeutet hätte, dass denn doch des letzteren ernsteres Gewand ihm noch besser passe. Nach Beendigung der Partie wurden wir ohne lange Vorstellung bald Bekannte und ich sah sofort, dass im gesunden Körper auch die gesunde Seele des echten Burggräflers von altem Schrot und Korn wohne. Den Ausdruck meiner Freude über seine schmucke, aber vollständig den alten Charakter wahrende Kleidung beantwortete er mit der trefflichen Bemerkung: „Ja wer soll denn die alte Tracht leichter erhalten können, als die besseren Bauern? Lasst mich aus mit euren Vereinen! Wollten alle Besitzer alter Höfe das ererbte Kleid in Ehren halten, so würden auch die Kleinbauern und Knechte sich schämen, durch neues Zeug, wie durch die langen Lodenhosen, unser Gewandl zu verschandeln.“ Ich ahnte nun

sofort, dass ich einen reichen Weinbauern jener Geschlechter vor mir habe, die in den gesegneten Gefilden von Algund, Mais und Lana eine Art Bauernaristokratie darstellen und wie edle Ritterfamilien auch nur unter sich Eheverbindungen eingehen. Ueber seinen Aufenthalt in Oberhaus äußerte er sich auch noch am Abende, als Jeder von uns ein „Bratele“ verzehrte, dahin, dass er das „Badl“ nicht etwa wegen eines körperlichen Gebrechens aufsuche, sondern weil es schon einmal so alter Brauch sei, in der Jakobiwoche, in welcher es einige Bauernfeiertage gebe, ein wenig auszuruhen, frisches Wasser zu trinken, Kost zu wechseln und auf luftiger Höhe sich zu unterhalten.

So war die erste Bekanntschaft gemacht und ich freute mich sofort über den wackeren Mann. Morgens nach der Messe, bei welcher der Knecht wie ein Bedienter hinter seinem Herrn sich aufstellte, kam man im „Saalele“ zum Frühstück zusammen. Ich trank meinen Kaffee, mein „Kamerad“ bestellte je eine Portion Nudelsuppe mit Wurst für sich und seinen Famulus. Während dieses Frühmahles gieng es ziemlich schweigsam her, erst am Schlusse hörte ich die an den Knecht gerichteten Worte: „Gelt, Sepp, gut ist es gewesen; oder meinst etwa, gut wol, aber wenig?“ Ich verabschiedete mich und gieng in den steilen Wald hinauf, wo ich alte liebe Plätzchen aufsuchte, in denen ich einst als Knabe gespielt hatte; da traf ich ein paar Meraner, die mir im Verlaufe des Gespräches die gewöhnliche Ordnung des Nachmittags mittheilten, welche darin bestehe, von 2 bis 4 Uhr am Kegelspiele, dann bis

6 Uhr unter den nahen Lärchen am „Perlaggspiele“ sich zu ergötzen, worauf dann in der Kapelle der Rosenkranz gebetet werde. Ich machte nach dem Mittagessen, wobei die „Knödel“ mit „Eingemachtem“ die Hauptrolle spielten, diese Ordnung gewissenhaft mit, nur mit dem Unterschiede, dass ich beim „Perlaggen“ als Nichtkenner nur zusehen und mich nebenbei von meinem Bauern einigermaßen unterrichten lassen konnte. Da lernte ich die ersten Anfänge dieses schönen Etschländer Spieles, das sich nun über ganz Tirol verbreitet und bereits eine eigene Literatur aufzuweisen hat; sogar in die geheime Zeichensprache wurde ich gelegentlich eingeweiht. „Haben Sie vielleicht gemerkt“, sagte mir mein neuer Freund nach Beendigung einer Partie, „wie ich während des Spieles einmal dankbar zum Himmel hinauf geschaut hab? Das thut man, auf dass der Partner, wenn er aufpasst, wissen soll, dass der beste „Perlagg“, der Herzkönig oder „Martl“, wie man ihn heißt, auf unserer Seit ist.“ Ich habe das Spiel seitdem öfter im Familienkreise an Winterabenden nach des Tages Mühen gespielt und dachte dabei immer gern an meinen Lehrer in Oberhaus.

Als um 6 Uhr das Glöcklein der Kapelle erklang, wurde das Spiel sofort eingestellt. Wie ich dann nach der Andacht, an welcher alle Gäste theilnahmen, herniederstieg, holte mich der Bauer bald ein und meinte etwas verlegen, er hätte mit mir heut noch etwas anderes zu reden, als über die „Perlaggen“. Er habe gerade von einem der Meraner gehört, dass ich in Innsbruck „bleibe“, dort gewiss auch den Herrn Direktor

kenne, „bei dem man gute Lehrer und Lehrerinnen erfragt“, und so hätte er halt ein Anliegen. Auf meine Ermunterung, nur damit herauszurücken, flossen die Worte schon etwas rascher von seinen Lippen. Die Bauern seiner Fraction möchten eine eigene Schule haben, damit die Kinder im Winter nicht so weit gehen müßten; die Obrigkeit sei damit einverstanden, auf's Geld komme es auch nicht an, aber darauf, ob man in Innsbruck in diesem Jahre noch Jemand für die Stelle gewinnen werde. „Und wissen Sie“, fuhr er fort, „eine recht brave Lehrerin hätten wir für unsere kleine Schule völlig lieber, als einen Lehrer; wir hätten auch gern für die Madlen eine Arbeitsschul, wie unten im Steinacher Kloster, und zuwidere Büblen folgen oft lieber der Mutter als dem Vater.“ Da war Nichts einzuwenden, ich sagte dem guten Manne, er möge nur hinauskommen, bei mir Knödel essen und dann sich meiner Führung anvertrauen. Das Weitere des Abends in Oberhaus soll nur mehr mit ein paar Strichen gezeichnet werden. Nachdem schon im Laufe des Nachmittags verdächtige Wolkenbildungen sich gezeigt hatten, brach während des Nachtmahles wirklich das von Manchen schon prophezeite Gewitter los. Und mit welcher Herrlichkeit hier auf dieser Höhe! Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag mit solchem Getöse, dass alle Felsen das Echo wiedergaben und der hölzerne Speisesaal bei jedem Krach erzitterte. Dann plötzlich Aufheiterung, der schöne Julihimmel über uns, die das ganze Thal da unten verhüllende Wolkenmasse zu unseren Füßen! Alles eilte ins Freie; einer der Meraner, Mitglied der

bekannten Bürgerkapelle, sonst seines Zeichens Meister der Rauchfangkehrerzunft, holte flugs sein Flügelhorn aus der Zelle, erklomm eine hohe Klippe und ließ von dort aus liebliche Weisen erklingen, die nun anderen Wiederklang in den Felsen weckten. Das waren schöne Stunden im Bauernbade Oberhaus, darum fiel der Abschied am anderen Morgen nicht so leicht. Doch nun zum Nachspiel.

Ich saß an einem trüben Octobermorgen in Innsbruck bei meinen Büchern, da pochte es leise an die Thüre. Herein trat der Oberhauser Freund in seinem schönsten Staate. „Nun bin ich da, weil Sie's schon einmal erlaubt haben", lautete sein Gruß; „Sie wissen schon, die Knödel und nachher die Lehrerin." War das eine angenehme Ueberraschung für mich und sichtlich eine nicht weniger angenehme für meinen Freund Director D., als ich ihm nach Tische den Burggräfler mit seinem Anliegen vorstellte. Nach dem Ausdrucke der Anerkennung über die Obsorge dieser Landleute für die Schule holte der liebenswürdige Herr sofort eine Liste der Schülerinnen und constatierte mit Freude, dass in den letzten Wochen gerade auch ein Fräulein aus dem Burggrafenamte die Prüfungen glänzend bestanden habe, noch hier in Innsbruck weile und auf eine Stellung warte. Er könne die Candidatin, welche nicht ferne wohne, durch eine Lehrerin rufen lassen. Inzwischen trug der Bauer im Namen der Gemeinde würdevoll die schönen Anträge bezüglich des Honorars dem Herrn Director vor, welcher dabei ganz zufrieden schmunzelte. Als dann das Fräulein erschien, war der

Vertrag mit einfachem Handschlag bald geschlossen. „Ist das ein ‚feiner‘ Herr“, meinte der Bauer beim Nachhausegehen; „wol ein Vorarlberger nach der Sprach? und gar ein adeliges Fräulein will er in unsere Bauernschule schicken!“

Ein Jahr war seitdem verflossen; da trat eines Abends der Oberhauser Kamerad wieder in meine Studierstube. „Ich komme gerade von einer Wallfahrt nach Absam“, sagte er, „und da kann ich nicht vorbeigehn hier bei Innsbruck, ohne Ihnen zu sagen, dass unsere Madelen schon nette Arbeiten machen bei der Lehrerin und die Büblen ihr wie die „Lamplen“ folgen; Ruthen brauchen wir gar keine mehr.“

Die Lehrerin war dasselbe Fräulein v. L., das nun, wie ich im Jahre 1898 in Meraner Blättern las, als strenge Ordensfrau in fernen Missionen wirkt und jüngst von den Burggräflern in dankbarer Erinnerung durch Uebersendung hübscher Gaben für ihre nunmehrigen armen Schulkinder geehrt wurde. Auch die überall hilfsbereiten Meraner haben sich, wie ich aus den Berichten mit Freude entnahm, an dieser Ehrung wacker betheiligt. Da dachte ich wieder an Oberhaus!

Ein Ausflug ins Naifthal bei Meran.

(1864.)

Wie Viele gibt es wol unter uns, auf welche plötzliche Wechsel und überraschende Contraste, wo und wie immer sie auftreten mögen, nicht großen Eindruck machten, wie Viele, auf welche das altbewährte Sprichwort „varietas delectat“ nicht seine Anwendung fände? Gilt dies aber von allen Menschenkindern überhaupt, so ganz besonders von dem leichten Volke der Touristen, die wol von keiner Gegend so viel und so gerne zu erzählen wissen, als von der, welche in rascher Folge die verschiedenartigsten Bilder dem überraschten Auge vorführt. Man wird es daher gewiss auch mir recht gerne verzeihen, wenn ich von einem Ausfluge, der diesen Genuss in hohem Maße bietet, zurückgekehrt, den Eindruck nicht für mich allein behalten kann, sondern in traulichem Geschwätze auch Andern davon Einiges mittheilen möchte.

„Die Gassen schauten noch nächtig“, als ich aus meinem Vaterhause in der Laubengasse trat und dem

Passeirerthore zuwanderte. Tiefe Stille herrschte rings und kein Laut drang zu meinem Ohr, als der meines eigenen Trittes. Doch kaum am Thore angelangt, bot sich mir schon die erste Ueberraschung. Da lag die Burgruine Zenoburg vor mir auf steiler Höhe vom ersten Lichte des dämmernden Morgens umsäumt und schien gar freundlich herunterzugrüßen zum frühen Wanderer. Und unten blickte die Passer silbern auf und ihr melodisches Rauschen tönte fast wie Geisterstimmen in der frühen Morgenstunde. Lange blieb ich wie festgewurzelt an der Stelle stehen und schaute empor zum hohen Schlosse, das noch als Ruine stolz sich erhebt, und schaute nieder zu den eilenden Wellen des Baches. Und je länger ich dastand, desto mehr verlor ich mich in stilles Sinnen, mir wurde so wol und doch wieder so wehe und am Ende glaubte ich das schöne Frauenbild herniederwinken zu sehen vom alten Thurm der Ruine, von dem die Sage so gerne erzählt. Endlich riss ich mich los von dem herrlichen Bilde und von meinen stillen Träumen, die schon anfiengen in die Zeiten des Königs Heinrich sich zu verlieren und seiner Tochter Margaretha, die hier einst Hof gehalten. Ich ließ das Schloss oben zu meiner Linken und schritt über die alte Passerbrücke, im Munde des Volkes „der steinerne Steg" genannt. Nun gieng's rasch hinauf zum freundlichen Kirchlein von Obermais mit seinem grünbedachten Thurme auf lachender Anhöhe, die einen hübschen Ausblick bietet, besonders in die westliche Meraner Gegend. Von da führt der Weg größtentheils zwischen üppigen Weingärten und an zahlreichen Edel-

sitzen vorbei zum Schlosse Rametz empor. Betrachtungen ganz eigener Art überkamen mich auf dieser Strecke, aus denen mich selbst die manchmal etwas rauhe und holperige Straße nicht aufzustören vermochte. Hier soll einst ein Theil der Römerstation Maja gestanden haben; dieselbe ist längst verschwunden, nur die blühenden Rebhügel, die über dem alten Grabe sich gethürmt, hören nicht auf, dasselbe theilnehmend zu schmücken. Die Zeit rollt dahin, neues Leben entfaltete sich bald über den Ruinen und ein reicher Adel baute sich seine Burgen auf diesen Höhen. Doch auch er sank dahin, seine Burgen verfielen und vor wenigen Jahren noch waren die meisten derselben in so traurigem Zustande, dass man fast glauben mochte, von diesem Platze gelten Lenau's Worte:

Wie so traurig hier dem Wand'rer
Die verfall'nen Thürme winken:
Alles Edle hier auf Erden,
Alles muss am Ende sinken!

Jetzt sind sie zwar meist wieder hergestellt, aber es sind doch in der Regel keine Ritterburgen mehr, sondern freundliche Villen, englische Gartenanlagen sind an Stelle von Wall und Graben getreten. Unter solchen Empfindungen war ich, eh' ich's dachte, bei Rametz angelangt. Hier nun erblickte ich zuerst den furchtbaren Naifbach und seine verheerenden Werke. Wie gewöhnlich in regenlosen Tagen führte er auch heute gar wenig Wasser, aber das breite, mit ungeheuren Schlammmassen und riesigen Steinen gefüllte Bett ließ mich die furchtbare Kraft ahnen, welche er, einmal losgebrochen, entfalten

muſs. Unwillkürlich muſste ich hier an die Bäche und Flüſſe Griechenlands denken, die ja auch nur bei heftigem Regen ihre Kräfte entfalten, und als ich mir das Toben des angeſchwollenen Naifbaches vergegenwärtigte, kamen mir immer und immer wieder die ſchönen Verſe der Ilias in den Sinn:

Wie wenn geſchwollen ein Strom ſich hinab in die Ebene gießet
Voll Herbſtflut vom Gebirg, indem Zeus Regen ihn fortdrängt:
Viel der dorrenden Eichen ſodann viel Kiefergehölz auch
Wälzt er hinab und rollt viel trübenden Schlamm in die Salzflut.

Kein Wunder, daſs die Tradition ſich entwickelte und lange erhalten konnte, welche dieſem Unholde die Vernichtung der alten Römerniederlaſſung zuſchrieb; denn noch jetzt blicken die Umwohnenden bei einem nahenden Gewitter voll banger Beſorgnis nach dieſer Stätte. — Schon hier fängt das Thal an, ſich zu verengen, da der Freiberg allmälich vorſpringt und die Ausſicht gegen Süden einigermaßen hemmt. Nun noch einige Schritte und ich befand mich bei der Hendlmühle, die am eigentlichen Eingange in's Naifthal liegt. Hier machte ich wieder Halt und lagerte mich an der kühlen Quelle, die vor dem Hauſe ſprudelt,

Wo Wachholder gedeih'n und Kaſtanien ſtachelumpanzert
Und um jeglichen Baum Obſt liegt am Boden zerſtreuet.

Da ſchon gewahrte ich den ſeltſamen Contraſt, der mich bald in noch viel höherem Maße überraſchen

sollte. Dieser üppige Wuchs der Kastanien- und Nuss-bäume an der Stelle, wo ich ruhte, dieser Wald der herrlichsten Obstbäume, dieser schöne Ausblick zur Linken von dem rebenumrankten Küchelberge angefangen bis hinein zum Eingange in's Passeier — und zur Rechten der steinige Runst des Naifbaches und eine steil an-steigende Höhe nur mit Fichten bepflanzt und traurig blickenden Föhren! — Ich bog nun ein in den Wiesen-steig, der an der Hendlmühle vorbei in den Naifer Bergspalt einführt. Immer noch herrscht die üppigste Vegetation, die grossartigen Baumgruppen am Wege und die lieblichen Weinberge am Abhange des zur Linken vorspringenden Schönnaerberges rufen immer den Süden in's Gedächtnis. Auch das untröstliche Bild des verwüstenden Baches entschwindet bald wieder den Augen, da der Weg mehr linkshin sich wendet. Mehr und mehr aber verengt sich nun das Thal und gewinnt das Aussehen einer Bergesschlucht; gerade auf dem halben Wege, dort wo ein steiler Pfad hinaufführt zum Schlosse Goyen, das von einem Vorsprunge des Schönnaerberges majestätisch in's Thal herniederschaut, hemmte ich den Schritt, um wieder eine kleine Rund-schau zu halten. Da sah ich, als ich gegen Meran hinunterblickte nichts mehr als eine Strecke des Mar-lingerberges und die Tschigatspitze am Eingange in den Vinstgau. Wunderbar aber war von dieser Stelle aus der Blick nach vorne; da übersah ich das Naifthal bis in die innerste Tiefe, wo es so wild, zerrissen und schauerlich aussieht, dass der Eindruck für Jeden, der da hineingeblickt, ein ewig unvergesslicher bleiben wird.

Und alle diese hochaufstrebenden Felswände überragend hebt im äußersten Hintergrunde zur Linken der stolze Ifinger sein altergraues, kahles Haupt empor und starrt, ein versteinerter Herrscher, hinein in die Schlucht zu seinen Füßen. Wenn ich hier über diesen Bergkönig noch ein paar Worte beifügen möchte, will ich nicht über seinen Namen klügeln, sondern nur der herrlichen Fernsicht gedenken, die man, wie erfahrene Bergsteiger versichern, hier oben genießen soll, auf die aber in den Reisebüchern noch zu wenig aufmerksam gemacht wurde. Besonders gegen Süden soll die Aussicht eine glänzende sein, ein Ueberblick der schönsten und bedeutendsten Gebirgsgruppen bis hinab zum Montebaldo an den Ufern des alten Benacus.

Entsprechend diesem Hintergrunde ist die rechte Flanke des sich zuengenden Thales; finden sich hier auch noch dichtere Föhrengruppen als dort, so sieht doch diese ganze Seite auch recht düster und verlassen aus. Welcher Contrast aber nun zur Linken! Vom schönen Schlosse Goyen im Vordergrunde ziehen sich sanfte Hügel, prangend im üppigsten Grün, hinein bis zum Vernaunerhofe, der zwischen goldgelben Saatfeldern, riesigen Kastanienbäumen und Rebhügeln stille träumt auf seiner Höhe. Auf den Halden zeigen sich hie und da ganz zerstreute Tannengruppen, die aus der Ferne dem getäuschten Auge fast wie schlanke Cypressen erscheinen, welche die lieblichen Hügel Italiens sinnend bekränzen. Erst im tiefsten Hintergrunde in der Nähe des kahlen Ifinger wird auch diese Seite kahl und schauerlich. Nach gehaltener Rundschau setzte ich meinen

Weg wieder fort, der nun rasch rechtshin biegt, immer noch durch hübsche Wiesen führend, manchmal an rauschenden Bächlein vorüber und reichen Gebüschen, unter deren Dache eine stille Mühle steht Endlich an der Kapelle vorbei, die das Bild des heiligen Eremiten Antonius zeigt und die Nähe einer Einsiedelei bekundet, gelangt man wieder zum Bette des Naifbaches. Und jetzt schimmert durch die Föhren und Birken ein Kirchlein herüber vom jenseitigen Ufer und grüßt gar freundlich den Wandrer in dieser Einsamkeit; — ja wahrlich Einsamkeit; denn jetzt ist auch jede Aussicht versperrt, man glaubt unendlich weit von den Werken der Menschen entfernt zu sein. Bald schritt ich hinüber über den schwankenden Steg und ruhte an der klaren Quelle vor dem Kirchlein und besah mir das kleine Häuschen und den Garten, der daran sich schmiegt. Dann trat ich in's Heiligthum und begrüßte die Gottesmutter, die auf dem niedlichen Altärchen thront. Es war so stille in der heiligen Halle und so traulich, und mein Herz es wurde so feierlich gestimmt, wie es wol kaum der herrlichste Dom zu stimmen vermocht. Hier erst merkte ich, welche Macht die Abgeschiedenheit in einer großartigen Natur auf des Menschen Gemüth zu üben imstande ist, und nun erst fieng ich an, die alten Einsiedler zu begreifen, die so Vielen ein unlösbares Räthsel sind. — Beim Heraustreten aus der Kapelle traf ich einen Landmann an der Quelle, der vor Beginn seines Tagewerkes sich hier noch einmal stärken zu wollen schien; denn er hatte seine Sense an die Brunnensäule gelehnt und war eben im Begriffe, ein Stück harten Brodes

in's frische Naß zu tauchen. Nach den üblichen Grüßen entspann sich zwischen uns ein freundliches Gespräch, und er erzählte mir mit gemüthlicher Weitschweifigkeit von den Einsiedlern, die seit undenklichen Zeiten in ununterbrochener Reihenfolge hier gehaust, bis der letzte, der Bruder Dominikus, unter der Regierung des Kaisers Joseph ausgewiesen worden, wie dann das Kirchlein in einen gar traurigen Zustand gerathen und mit der Zeit wol gar zerfallen wäre, hätte sich nicht die „Metznergedl", eine fromme Jungfrau aus der Nachbarschaft, desselben angenommen und den Küsterdienst versehen; doch damit noch nicht zufrieden, habe sie auch in anderer Weise das Wirken des Einsiedlers ersetzt und den Kindern der umliegenden Höfe Sonntags hier Christenlehre gehalten; daher habe man sie auch scherzweise den „Naiferdecan" genannt. Nach ihrem Tode habe das Kirchlein wieder manches Jahr verlassen dagestanden, gar selten habe man die traulichen Klänge des Glöckleins gehört; da habe am Ende er sich entschlossen, hier seine Wohnung aufzuschlagen und die Pflege des verwaisten Heiligthums zu übernehmen; bei Tage arbeite er auf den umliegenden Höfen, des Nachts schlafe er in der Zelle des Eremiten. Alle Umwohner seien sehr erfreut, das Kirchlein wieder in einem würdigen Zustande zu sehen und Morgens und Abends das Aveglöcklein erklingen zu hören, wie vor alten Zeiten. — Nach einem freundlichen Danke an den Erzähler und durch einen frischen Trunk gestärkt nahm ich Abschied von der stillen Klause und setzte meinen Weg fort in's Innere der Schlucht. Man geht größtentheils dem Bette des

Baches entlang, theilweise gar durch dieses hindurch — ein freilich nichts weniger als für zarte Füße berechneter Pfad, dessen Mühen ich aber dadurch einigermaßen vergaß, dass ich meine ganze Aufmerksamkeit auf das Suchen von Mineralien verwendete, von denen sich hier gar manches Interessante findet. Da gibt es hübschen Jaspis, eingesprengt in Porphyr, glasigen Feldspath, Heliotrop von ausgezeichneter Schönheit und Steinkohle in rothem Sandstein. Rechts vom Wege zieht sich zartes Birkengebüsch sanft ansteigend in die Höhe, bis es sich oben in einen dichten Föhrenwald verliert. Muntere Ziegen halten hier ihre Weide; ihr Hirte, ein kleiner stämmiger Bursche, sitzt auf einem erhabenen Felsblock und pfeift munter sein Liedchen, das sich melodisch vermengt mit dem Klange der Schellen am Halse der Thiere und dem Rauschen des vorbeieilenden Baches. Ein liebliches idyllisches Bildchen mitten in der zerklüfteten Bergschlucht! Ungefähr eine Viertelstunde mochte ich so fortgewandert sein seit meinem Aufbruch aus der Eremitage, als sich mir zur Linken plötzlich ein hübscher Pfad zeigte, der zum Vernaunerhofe emporzuführen schien. Da es ohnehin nicht in meinem Plane lag, in die innerste Tiefe der Schlucht zu dringen, deren wilde Großartigkeit ich überdies gerade von diesem Punkte aus wieder überschauen konnte, beschloss ich die Naif zu verlassen und den Pfad in die Höhe einzuschlagen. Hier begrüßten mich wieder schattige Kastanien sanft rauschend im Hauche der Morgenluft; aber sie standen nicht allein diese Südenskinder, sondern streckten wie zum freundlichen Gruße ihre Arme

aus nach den schlanken Föhren und Tannen, die dazwischen ihre stolzen Wipfel erhoben. Es war mir, als wäre ich auf der Grenzmarke, wo Süd und Nord sich begegnen, nicht als schroffe Gegner sich bekämpfend, sondern als traute Geschwister, als Kinder derselben Schöpfung die grüßende Hand sich bietend. Und alles schien über den Bund sich zu freuen, freundlich zwitscherten die Vögelein in den Zweigen und die aufgehende Sonne blickte manchmal schelmisch lächelnd durch die Bäume. Und war unten in der Schlucht jeder Ausblick in das Paradies der Meraner Gegend versperrt, so ließ dasselbe doch wenigstens einen Theil seiner Herrlichkeiten herüberleuchten auf diesen wonnigen Pfad. So stieg ich voll froher Gefühle hinan, und eh' ich's dachte, lag der Vernaunerhof vor mir. Ich bog um die Ecke und nun — wer sollte es schildern das herrliche Bild, das ich da oben geschaut!

Jubelnd ist der Tag erschienen,
Schwingt den Goldpokal der Sonne,
Gießt auf Berg und Thal berauschend
Nieder seine Strahlenwonne!

Und auf welch' ein Thal schaute hier die Sonne nieder! All das Schöne, dessen der Blick ganz entbehrt unten in der Einsamkeit, es lag mit einem Male vor mir, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen. Zur Rechten die sanften Hügel, die ich schon unten im Thale bewundert, in noch schöneren Formen und auf dem äußersten die Veste Goyen, die hier auf der Rückseite noch viel mehr ihr alterthümliches Gepräge gewahrt. Unmittelbar daran schließt sich dem getäuschten Auge

der rebenbedeckte Küchelberg, gekrönt mit dem Stammschlosse Tirol und dem gleichnamigen Dorfe. Dahinter die üppigen Fluren von Algund und die Kastanienhaine von Plars bis hinauf zum Eingange in den Vinstgau. Unten aber zur Linken gähnt im schroffen Gegensatze die Schlucht des Naifthales in all ihrer großartigen Wildheit und nur das weiße Kirchlein blickt freundlich herauf wie ein Stern leuchtend aus dunkler Nacht. Blos gegen Süden war auf diesem Punkte die Aussicht noch einigermaßen versperrt, aber je weiter ich schritt auf dem luftigen Pfade, desto mehr öffnete auch diese sich, und bald sah ich hinunter bis zum Warttthurm von Hocheppan. Nun dauerte es nicht lange mehr und ich trat durch's Burgthor von Goyen. Da stand ich nun im Schloßhofe am plätschernden Brunnen, und schon wieder überkam in diesen Räumen jenes wehmüthige Gefühl, das die Erinnerung an die Vergänglichkeit des Irdischen weckt, mein eben noch von den Herrlichkeiten der Natur trunkenes Gemüth. Dieser Hof — wie ganz anders mag er einst ausgesehen haben, als noch der Sporn des Ritters auf diesem Pflaster klirrte und aus den Fenstern oben das Edelfräulein blickte. Jetzt ruht Pflug und Egge dort und andere Geräthe des Landmannes und ein paar Ziegen lecken am alten Gemäuer der hohen Kemenate. Lange hätte ich mich wol meinem Sinnen hingegeben, hätte mich nicht plötzlich der neckische Klang einer Zither geweckt, der aus dem Schloßflügel zu meiner Linken mir entgegentönte. Ich trat ein durch die ziemlich moderne Pforte, die mir selbst schon hinlänglich bezeugte, daß

sie zum jüngsten Theile des Baues führe, und bald befand ich mich in einer schön getäfelten Stube, in welcher der Besitzer, der wackere „Hans“, eben beim Frühbrode saß neben seiner Schwester „Trinele“, der „blonden Gotin“, die im schönen Spiele der Zither sich übte. Es war ein herrlicher Genuss, bei den süßen Tönen des lieblichen Instrumentes das Auge von dieser hohen Stätte hinunterschweifen zu lassen auf das Bild der bezaubernden Meraner Gegend, das hier den Gipfel von Schönheit und Rundung erreicht. Und immer kam es mir vor, als begleitete die seelenvolle Zither mein Auge, als wüsste sie die Gefühle meines Herzens und wenn ich hinausschaute in's lachende Thal, schien sie mir so heiter und neckisch zu klingen, wendete ich aber in die Naiferschlucht den Blick, ertönten ernste, tiefe Akkorde. Später besah ich mir die Räume des Schlosses in allen ihren Theilen, den jetzt noch bewohnten Neubau, der aus dem Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts stammen mag, die dem Verfalle nahen mittelalterlichen Wohngemächer und endlich, das Aelteste des Baues, den grauen Thurm, der allein noch so fest und unversehrt dasteht, wie vor rollenden Jahrhunderten. Interessant war es mir, dass diese Burg im früheren Mittelalter den reichen Milsern von Schlossberg zugehörte und von eben jenem Oswald Milser verkauft wurde, von dem die Sage im Innthal so Vieles zu erzählen weiß. Von ihm kam sie an die Starkenberger und spielte in den Kämpfen gegen Friedrich mit der leeren Tasche eine nicht unbedeutende Rolle. — Endlich, — wie denn „ob jeder Freude der Geier schwebt, der

sie bedroht" — musste ich auch von dieser erinnerungs- und schönheitsreichen Stätte Abschied nehmen. Auf meiner weiteren Wanderung mich zu begleiten, will ich dem lieben Leser erlassen, weil ich dort, obwol unzählige Schönheiten, doch nicht mehr so viel des Neuen fand und nicht Gefahr laufen möchte, seine schon so lange in Anspruch genommene Geduld zu ermüden. Nur das noch will ich bemerken, dass ich durch eine prachtvolle Allee von Kastanienbäumen zum alten Kirchlein des hl. Georg emporstieg und dort den niedlichen Flügelaltar beschaute und das Bild der bärtigen Königstochter, der hl. Kummernuss*). Von dort gieng es an reichen Gehöften vorüber hinab nach Schönna, wo der Bau der gothischen Kapelle meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog, die bestimmt ist, die Reste des Erzherzogs Johann zu bergen, des alten Tirolerfreundes, der auch im Tode noch in tirolischer Erde ruhen wollte.

*) Vgl. darüber jetzt die neueste Schrift von Fridolin Plant, Meran 1898.

Erinnerungen an das Cholerajahr 1836.

(1893.)

Ein verblasstes Blatt, das mir neulich bei Durchsicht einiger Familienpapiere in die Hände kam, erinnerte mich unwillkürlich an ein paar Berichte, welche im vorigen Jahre (1892) in öffentlichen Blättern über Erlebnisse in gewissen Gegenden Polens und Ungarns, wo das unheimliche Gespenst der Cholera wieder auftauchte, mitgetheilt waren, und gab so Anlass zu diesen Zeilen.

Im Jahre 1831 drang die Seuche bekanntlich zuerst in Oesterreich ein und zwar zunächst gerade auch in die beiden eben genannten Länder, wo sie panischen Schrecken verbreitete; im Sommer 1836 kam sie dann auf der weiten Wanderung nach Tirol, wo manche Erinnerungen an den gewaltigen Eindruck des ersten Auftretens noch heutzutage fortleben, ja selbst in die Volkssage sich verflochten. Die jetzt so blühende Stadt Meran gedenkt noch immer, wie es sich auch beim fünfzigjährigen

Jubiläum des Kurortes (1886) zeigte, mit schöner Pietät des Leibarztes der Fürstin Schwarzenberg, des opferwilligen Dr. Huber, welcher damals bei der allgemeinen Bestürzung unvergessliche Verdienste sich erwarb und darum in die Liste der Ehrenbürger aufgenommen wurde*). Und im nahen Weiler Steinach erhielt sich im Volksmunde die Tradition, dass in der schwülen Sommernacht vor dem Ausbruche der Krankheit aus dem Conventsaale des im Jahre 1782 aufgehobenen und 1836 noch nicht wiederhergestellten Frauenklosters die Töne des Psalmes „De profundis" geisterhaft erklangen**).

In dieser Zeit des Schreckens wurde nun in Tirol, sichtlich zum Zwecke der Beruhigung, die Schrift eines menschenfreundlichen ungarischen Geistlichen aus dem Jahre 1831 verbreitet, von welcher eben das aufgefundene Blatt eine Abschrift erhalten hat.

Der Pfarrer von Tisza-Bábolna schildert darin in ruhiger Weise sein bei der allgemeinen Verwirrung nothwendiges Eingreifen und die von ihm in Ermangelung von Aerzten angewendete Behandlungsweise, wobei wiederholt Ermahnungen gegen blinden Unverstand und gegen die so beliebte Verheimlichung der Krankheit durchklingen. Als seine Hauptmittel nennt er Belehrung des Volkes über die ersten Anzeichen der Erkrankung, nach deren Erscheinen der Be-

*) Vgl. Cöl. Stampfer, Geschichte von Meran S. 282.

**) J. V. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 269. — Ueber nächtliches Gebet als Vorzeichen des Todes bei den Mocheni vgl. oben S. 31.

troffene sofort in's Bett zu bringen sei; dann strenges Verbot des Wassers, Einhüllung, warme Umschläge mit Benutzung von Krausemünze, Eberwurzel und Salbei, Hollunder- oder Kamillenthee als Getränke, bei größerem Durste warmen Gerstenabsud; während des Schweißes Verabreichung trockener, reiner Wäsche ohne Abnahme des Umschlages. „Aber um das gemeine Volk zum Niederlegen zu bewegen", sagt der gute Herr, „muss man dasselbe unausgesetzt bitten und ermahnen; ich habe bereits Brustschmerzen". Jedoch seien bei so zeitlichem Eingreifen und infolge dieser einfachen Mittel Viele, die am Morgen sich legten, Abends schon wieder aufgestanden. Bei schon eintretenden Krämpfen wird Einreibung mit Kampferessig und Branntwein in Mischung zu gleichen Theilen empfohlen. Seinen berathenden Bericht schließt der würdige Pfarrer mit den Worten: „In unserem Orte brach am 25. Juli die Krankheit aus und bis heute (3. August) waren meines Wissens 120 von derselben befallen. Von diesen starben 21 Einheimische und ein Fremder. Von den Verstorbenen wurden die drei ersten gar nicht behandelt; die übrigen waren theils verzärtelte Kinder, welche an der Seite unbedachtsamer Mütter dahingerafft wurden, theils unfolgsame Alte. Ich kann betheuern, dass, wenn sie meinen Rath befolgt hätten, auch nicht 3 gestorben wären."

Sind die genannten Mittel aus der damaligen und nächstfolgenden Zeit auch sonst bekannt, so verdient doch der mehrfach interessante Bericht des opferwilligen Priesters ebenso der Vergessenheit entrissen zu werden,

wie die Fürsorge des Erzherzogs Palatinus von Ungarn, welcher, wie die Nachschrift des Manuskriptes bezeugt, die möglichste Verbreitung desselben anordnete. Drucke müssen selten geworden sein, da, wie mir auf Anfrage freundlich mitgetheilt wurde, im Inventar der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei sich kein Exemplar mehr befindet.

Aus dem Eisakthale.

I.

(1893.)

Ein berühmter Elephant.

Der Elephant, welcher im Alterthum eine so bedeutende Rolle gespielt und seit Aristoteles so viele Beschreibungen erfahren hatte, war in den Vorstellungen des Mittelalters mehrfach zu einem halb fabelhaften Thiere geworden, wie dies Abbildungen jener Zeiten zur Genüge beweisen. Man braucht in letzterer Beziehung für unser Tirol nur an die Darstellungen im berühmten Kreuzgange zu Brixen und im Kirchlein des nahen Weilers Klerant zu erinnern, welche der auch um unser Land hochverdiente Kunsthistoriker Prof. Hans Semper so trefflich geschildert hat*). Kein Wunder

*) Vgl. seitdem auch Ludwig v. Hörmann in der Wiener Abendpost 1895 Nr. 186. — Wie sich übrigens auch Kameelbestandtheile in manche altdeutsche Elephantenbilder einschleichen konnten, erklärt sich gut aus Bemerkungen O. Keller's im

daher, dass dann das Wiedererscheinen eines leibhaftigen Elephanten allemal großes Aufsehen erregte und von den Chronisten als große Merkwürdigkeit notiert wurde. Erschien ja das mächtige Thier höchstens hie und da im Gefolge eines Herrschers, welcher von einem Freunde in fernen Ländern ein so seltenes Geschenk erhalten hatte. Als der erste Elephant, der im mittelalterlichen Deutschland gesehen wurde, wird gewöhnlich der vom Kalifen Harun al Raschid für Karl den Großen 802 nach Aachen geschickte bezeichnet*). Oefter begegnen wir dann derartigen Aufzeichnungen für die Zeit des Kaisers Friedrich II., der ja mit so manchen fernen Großen Verbindungen hatte und für Naturgeschichte sich selbst interessierte; so zog z. B. bei seinem Einzug in Cremona 1237 ein Elephant, Geschenk eines orientalischen Fürsten, den mailändischen Fahnenwagen**). Bei dem erregten Aufsehen ist es auch leicht erklärlich, dass nach und nach Herbergen verschiedener Städte, in welchen ein solches Thier auf der Durchreise Rast hielt und angestaunt wurde, fortan den Namen desselben zu dem ihres Schildes wählten. In Tirol zeigt sich diese Erscheinung dann in den Jahren 1551 bis 1552, und es tritt dabei namentlich die Stadt Brixen nicht wenig hervor. Denn der dortige altberühmte Gasthof „zum

---

schönen Werke „Thiere des class. Alterthums“ S. 20 (Innsbruck 1887).

*) A. Kaufmann, Thierliebhaberei im Mittelalter im histor. Jahrbuch V (München 1884) S. 400.

**) Vgl. Böhmer, regesta imperii 1198—1272, neu herausg. vom Hofrath Dr. Jul. R. von Ficker Nr. 2289.

Elephanten", der sich rasch emporschwang, in den folgenden Jahrhunderten wiederholt sogar mit dem Besuche Allerhöchster Herrschaften beehrt wurde*), und in welchem der jetzige Besitzer Hans Heiß so schön den soliden Charakter des alten, an Inschriften reichen Hauses mit modernem Comfort zu vereinen wusste, hat Erinnerungen auch an jene Zeit besonders treu gewahrt. Doch bildet er mit seinem Namen und seinen Schildereien nicht das einzige Zeugnis für die damalige Bewunderung des in Tirol gleichsam wieder entdeckten Thieres. Unter den neueren Funden von Handschriftenresten, welche der verdienstvolle Director Dr. Ludwig von Hörmann durch Ablösung von Einbanddeckeln auf der Universitäts-Bibliothek in Innsbruck machte, weist ein Pergamentblatt, wie ich einst schon in meinem übersichtlichen Berichte über jene Entdeckungen schließlich kurz andeutete, wol ebenfalls auf jenes Ereignis und bestätigt in gewisser Weise die Entstehungsgeschichte des alten Elephantenhauses. Bevor ich jedoch diese Vermuthung nun etwas näher begründe und den Inhalt des Blattes in den Hauptumrissen charakterisiere, muss die Gelegenheit der Durchführung des bewunderten Thieres ins Gedächtnis gerufen werden.

Erzherzog Maximilian, der nachmalige Kaiser Max II., welcher 1549 König von Böhmen geworden war, reiste im Jahre 1551 nach Spanien, um seine Gemahlin abzuholen. Seine Hinreise durch Tirol, auf welcher er

*) Solche beglückende Besuche, wie die des Kaisers Joseph 1769, des Kaisers Franz 1815, sind durch Inschriften im Vorsaale des ersten Stockwerkes verewigt.

am 22. Juni 1551 nach Trient kam und dann vom Cardinal Christoph Madruz, der damals zugleich Fürstbischof von Brixen und Trient war, bis Mantua begleitet wurde, verlief sehr eilig und einfach (vgl. Pallavicino: „Storia del concilio di Trento“, Lib. XI, c. 15; I., p. 940); desto pompöser gestaltete sich aber seine Rückkehr mit der erlauchten Gemahlin (ebendort, Lib. XII, c. 15; p. 1132). Nicht nur in Trient und Brixen, auch in Innsbruck und Hall wurde Erstaunen erregt. Ueber Innsbruck lesen wir bei Zoller: „Nicht minder erfreulich war den Innsbruckern die Ankunft des Erzherzogs Maximilian, seiner Gemahlin und Jugend; was sie aber vollends in Erstaunen setzte, war die erste Erscheinung eines indianischen Elephanten, den er vom Könige von Portugal zum Geschenke erhalten und mit sich gebracht hatte.“ („Geschichte der Stadt Innsbruck“, I., 218.) Für Hall ist uns der Bericht eines Augenzeugen, des Stadtpfarrmeßners und Chronisten Franz Schweyger, erhalten: „Anno 1552 am 22. Januarii ist erzherzog Maximilian, erwölter Kinig zu Behaim, zu Hall hie auff das wasser des Innstrams mit etlichn scheffn hinab gfarn auff Wien, zue seinem herrn vatter ... Hochgedachter Maximilian hat auch mit im pracht aus Hispania ain elephanttn, ist 12 schuech hoch gewesen und zwen zendt, ainer eeln lang und maußfarb.“ („Schweygers Chronik“, herausgegeben von Dr. v. Schönherr, S. 120.)

Des Erzherzogs am 22. Jänner 1552 erfolgte Abreise aus Innsbruck-Hall ist überall, bei Alten und Neueren, mit gleicher Sicherheit angegeben. (Siehe

auch Maurenbrecher in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, 20, 737.) Eine kleine Schwierigkeit könnte aber eine der Inschriften am Gasthofe „zum Elephanten“ in Brixen machen, welche lautet:

Als man zalt 1551 Jar
Den 2. tag Januari fürwar
Was dises thier Elephandt
In Deutschland unerkannt
Alhie durchgfürt worden Zu eren
Des großmächtigsten Fürsten und Herrn
Maximilian Zu Behmen Kunigreich
Ertzherzog Zu Oesterreich ꝛc.

Doch läſst sich dieselbe wol unschwer lösen. Wenn Maximilian im Spätherbste 1551 durch Tirol heimkehrte und, wie der alte Haller Chronist in einer Stelle, die man bei Schönherr l. c. nachlesen kann, ausdrücklich betont, „zu weinachtn“ nach Innsbruck gekommen war, kann man die Zahlangabe (2. Jänner 1551) der sonst auch den Zug Maxmilians hervorhebenden Brixner Inschrift sichtlich nur als ein leicht erklärliches Versehen betrachten. Daſs das schwerfällige Thier dem großen Zuge — Schweyger spricht von „etlich 100 pfärdt“ — nachgeführt wurde, also erst am 2. Jänner 1552 Brixen passierte, während der Erzherzog nach Innsbruck vorausgeeilt war, läge auch nicht fern; doch wäre letztere Annahme bei dem allgemeinen Ausdrucke „zu Weihnachten“, der ja die Zeit vom Christabend bis Epiphanie bezeichnen kann, nicht einmal durchaus nothwendig. Bei der Schifffahrt über Hall war das Thier jedesfalls wieder im unmittelbaren Gefolge.

Wenn uns nun in von Hörmanns Funden ein elegantes Pergamentblatt, dessen Schriftzeichen in der Art von Prachtschriften der Renaissance schöne Minuskel nachahmen, Reste einer ausführlichen Beschreibung des bewunderten Thieres bietet, wenn ferner in dieser Beschreibung auf die damals nach Spanien und Portugal gebrachten Elephanten, deren einer ja auch der durch Tirol geführte war, zur Bestätigung der Nachrichten der Alten hingewiesen wird, so ist die von mir einst angedeutete Vermuthung gewiss nicht unwahrscheinlich, dass wir es bei diesem Blatte mit einem Restexemplare einer Art von Gelegenheitsschrift zu thun haben. Doch gehört es nicht, wie nun festgestellt ist, zu der aus Brixen stammenden Gruppe der Findlinge, sondern bildete den Umschlag eines Buches der erzherzoglichen Bibliothek im alten Wappenthurme zu Innsbruck. Das Buch selbst enthält drei Schriften Schenks in folgender Ordnung zusammengebunden: Interpretatio compendiosa in tres libros usuum Feudorum, Colon. 1555; Progymnasmata fori, Halae Sueuorum 1537; Tomus primus uiridarii conclusionum iuridicarum Ibid. 1537. Der Umstand, dass in dem Sammelbande gerade die jüngste Schrift vom Jahre 1555 vorn steht, könnte vielleicht die Annahme nahelegen, dass unser Pergament schon ein paar Jahre nach dem Erscheinen des bewunderten Elephanten zum Einbanddeckel verwendet wurde. Weiter ist die Erscheinung zu beachten, dass in unserem Blatte der Anfangsbuchstabe, welcher offenbar zu schöner Initiale ausgeführt werden sollte, ausgelassen ist und ein paar Schreibversehen sich finden. Ueberblickt

man Derartiges, so könnte die nähere Formulierung der Vermuthung nicht ungerechtfertigt erscheinen, dass uns in demselben ein verunglücktes und darum in der Folge bald zu einem Umschlage in der erzherzoglichen Bibliothek gebrauchtes Exemplar einer bei jener Gelegenheit für hohe Kreise vorbereiteten Prachtschrift erhalten sei.

Die Beschreibung des Elephanten schließt sich auch formell mehrfach besonders gern an Plinius an, jedoch so, dass in der Anordnung des Materials und in der Verwendung der Phrasen geflissentlich einige Veränderungen angestrebt wurden. Gleich im Anfange finden wir bei Hervorhebung der trefflichen Eigenschaften des Thieres derartigen, nur leicht modificierten Anklang an die naturalis historia VIII, 1, 1: prudentia, aequitas, religio, intellectus sermonis hominum, imperiorum obedientia officiorumque, quae didicit, memoria. Daran schließt sich die Bemerkung, dass eben nicht Alles fabelhaft sei, was die Alten über den Elephanten schrieben, vielmehr das Meiste in neuester Zeit an den auf die pyrenäische Halbinsel (in Hispanias) gebrachten Exemplaren als wahr sich erweise. Ausschreibung des Plinius blickt dann deutlich wieder durch im Berichte, dass man die Elephantenzähne in Gegenden Afrikas einst als Pfosten in Wohnungen und bei Umzäunungen statt der Pfähle benützte; nur ist dabei die Beobachtung nicht uninteressant, dass, während Plinius (VIII, 10) allgemeiner vom äußersten Afrika spricht, unser Compilator diesen Gebrauch dem Stamme der Nigriten zuschreibt. Wahrscheinlich fasste er dies Wort

im Sinne von „Neger“, wie die Vorstellung eines Zusammenhanges der Bedeutung mit dem lateinischen niger überhaupt sich stark verbreitet hatte. (Vgl. darüber Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie“, S. 224). Bei der Bemerkung, dass Manche die Stoßzähne für Hörner hielten, beruft er sich auf Varro, Aelian und Pausanias; die ganze Fassung mit den Gründen weist aber auf Ausschreibung einer lateinischen Uebersetzung der Stelle des Letztgenannten (V, 11; vgl. dazu Lenz' „Zoologie der alten Griechen und Römer“, S. 180). Sonst tritt neben Plinius verhältnismäßig am meisten der auch öfter ausdrücklich erwähnte Aristoteles hervor, dessen Thiergeschichte ziemlich sichtlich in der lateinischen Uebersetzung des Theodoros Gaza benützt wurde. Der Passus über die Zähne und über die kleine Zunge stimmt fast wörtlich mit der genannten Uebertragung der betreffenden Stellen des Stagiriten überein (II, 5 bis 6). Wie der Elephant beim Durchwaten von Flüssen seinen Rüssel über das Wasser emporstreckt und mit demselben athmet, ist auch im engen Anschlusse an Aristoteles dargestellt (IX [X Ed. Bekker], 46). Die Beschreibung, wie er hohe Palmen mit der Stirn umstürzt und dann deren Früchte frisst, ist zwar auch in derselben Quelle angedeutet (IX [X Bekker], 1), aber die Fassung unseres Blattes beruht hier wieder einmal auf einem fast wörtlichen Excerpte aus Plinius (VIII, 10), welcher seinerseits selbst, worauf ich einst zuerst hingewiesen, den Aristoteles gern nach der lateinischen Bearbeitung des Pompeius Trogus benützt hatte. (Vgl. meine philolog. Abhandlungen II, 119.)

Doch genug der Einzelbeispiele, deren Verfolgung bis zu allen Kleinigkeiten herab hier zu weit führen würde; die Arbeitsmethode des jedesfalls belesenen Elephanten-Beschreibers der Renaissance ist durch das Mitgetheilte gewiss schon klar genug geworden. Die eingeflochtenen Erzählungen von der Geschicklichkeit, mit dem Rüssel auch die kleinsten Münzen aufzuheben, um sie dem auf dem Rücken sitzenden Lenker zu reichen, und von den Melonenpflanzungen, welche durch ihren Geruch schon aus der Ferne die Elephanten anlocken und dann von ihnen geplündert werden, gehören wol zu den eigenen Zugaben des Verfassers, welche auf der Beobachtung des durchziehenden Thieres und auf Nachrichten seiner Begleiter beruhen mögen. Die Abbildung, welche der oben besprochenen Inschrift am alten Gasthofe zu Brixen beigegeben ist, zeigt den Elephanten, der einen Menschen auf dem Rücken trägt, mit etwas seitwärts erhobenem Rüssel. An der letztgenannten Stelle unserer Beschreibung ist dann ausdrücklich auf die Kenntnis infolge der „Recens nauigatio Hispanorum“ hingewiesen.

Nachdem dieser „berühmte Elephant“ auch Gasthäusern in Innsbruck und Hall den Namen gegeben hatte, welche sich freilich nie zu dem Range des gleichnamigen Brixner Hotels erschwingen konnten, langte er im April 1552 in Wien an. Dort muss er bei der Ankunft in einem Gasthause des berühmten Platzes am Graben gehaust haben, welches bis in die neuere Zeit (1789) sein Bild und die Inschrift „Zum schwarzen Elephanten“ zeigte. G. A. Schimmer berichtet darüber:

„Das Bild bewahrte die Erinnerung an die Rückkehr Maximilians II. aus Spanien, welcher zur großen Sensation der Wiener den ersten Elephanten in ihre Stadt brachte. Der Zudrang zu diesem nie gesehenen Monstrum war außerordentlich, so dass der freundliche Kronprinz das Thier durch längere Zeit in einer großen Scheune ausstellen ließ, bis dasselbe später der Menagerie des Neugebäudes einverleibt wurde. Zum immerwährenden Gedächtnisse wurde der Elephant an dem genannten Hause abgebildet, wobei folgende lateinische und deutsche Inschrift stand:

Sincera pictura elephantis
Quem Serenissimus Rex
Maximilianus
Primo Viennae spectandum
Exhibuit
Mense Aprili anno MDLII.

Dieses Thier heißt ein Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt,
Seine ganze Größ also gestalt
Ist hier gar fleißig abgemalt,
Wie der König Maximilian
Aus Hispanien hat bringen lan
Im Monat Aprilis fürwahr
Als man zelt 1552 Jahr." *)

Der wackere Postmeister Heiß in Brixen ist also mit Recht stolz auf den Elephanten, den er auch im Innern des Hauses durch zahlreiche Bilder ehrte und stets mit frisch duftendem Blumenschmuck umgibt.

*) Das alte Wien II S. 11 (Wien 1854).

II.

(1895.)

Beim „Kobacher" in Villanders.

Das alte Städtchen Klausen mit seiner Umgebung war in den Zeiten vor Eröffnung der Brennerbahn von Durchreisenden recht wenig beachtet worden. Man war gewöhnlich sogar froh, wenn man die sprichwörtlich gewordene enge Hauptgasse*), durch welche der Post- oder Stellwagen nervenerschütternd dahinrollte, hinter dem Rücken hatte und athmete, ohne eine Ahnung von den mancherlei Reizen dieses Erdenwinkels bekommen zu haben, förmlich auf bei dem Gedanken, dass es in diesem „Neste" keinen längeren Aufenthalt gebe und bald Brixens, „des tirolischen Koblenz" weitere Gefilde sich öffnen werden. Wie ist nun das anders geworden, seit mein lieber Bruder Ignaz, Adolf v. Pichler, Ludwig Steub dies Dornröschen wieder erweckten!**) Es wimmelt seit Jahren im hier so wundervollen Frühherbst von Fremden und Tirolern, welche die alten, nun durch Künstlerhände geschmückten Gasthäuser zum „Lamm" und zur „Gans" als Standort und Ausgangspunkt für lohnende Ausflüge wählen, und nicht

*) Vgl. darüber die treffliche Schilderung in Staffler's Tirol II S. 953.

**) S. Ign. V. Zingerle „Schildereien aus Tirol" II, 248.

müde werden, die Schönheiten derselben in Bildern und Schriften der Welt zu verkünden.

Und dennoch fand ich jüngst unter guter Führung noch ein idyllisches Plätzchen, das mir früher, trotz meiner manchfachen Rundgänge mit gelehrten Herbstgenossen, unbekannt geblieben war und auch von keinem Anderen bisher meines Wissens eines Lobes gewürdigt wurde. Zieht man vom Eisackstädtchen südwärts gegen Waidbruck, so biegt man, statt direkt zum oft gepriesenen „kalten Keller“ zu steuern, früher rechts ab und wandert einem lieblichen Gehöfte zu, das sich an den Fuß des Berges schmiegt, auf welchem das Pfarrdorf Villanders mit seiner stolzen, weithin sichtbaren Kirche thront. Das Haus ist zwischen schönen Kastaniengruppen und darüber sich hinziehenden Weinbergen so gelegen und der Straße entrückt, dass man fast glauben möchte, sich in einem einsamen Thälchen zu befinden. Dennoch ist der Blick auf das jenseitige Gelände frei, auf die heiteren Höhen von Laien, denen auch das Schlösschen Lusenegg angehört, welchem die Edlen von Preu eines ihrer Adelsprädikate entlehnten. In der herbstlichen Abendbeleuchtung, die zum Rufe Klausens ohnehin nicht wenig beigetragen, ist das Ruheplätzchen geradezu einzig in seiner Art. Bald erscheint der „Kobacher“ — dies der Name des Hofes — in der Mitte bausbackiger Kinder und bringt eine Flasche echten Leitenweines. Der Wein von Klausen, welcher einst, wie der im Jahre 1739 selbst im Hamburger Conversationslexikon so gerühmte Brixner, großen Ruf genoss, zeichnet sich noch immer dadurch aus, dass er „unver-

schnitten", d. h. rein für sich, ohne Vermischung mit anderen Sorten verabreicht wird. Auch wird er hier meist noch nach der alten Art bereitet, wie an der Donau, am Rhein, jetzt auch wieder auf Schloss Rametz bei Meran, und Dr. Guarinoni's Recepte*), welche sonst in Tirol seit dem 16. Jahrhundert so beliebt wurden, scheinen hier nie starken Einfluss geübt zu haben.

Zu der herrlichen Gegend und zum guten Tropfen passte aber auch der Bauer, ein echter Villanderer, welcher, ohne aufdringlich zu sein, auf jede Frage treuherzigen Bescheid wusste. Ueber Umgebung, Sagen und Volksgebräuche zeigte er sich gut unterrichtet. Als auf den Edelsitz Lusenegg die Rede kam, meinte er, „ja von dem Schloss erzählt man viel; es soll einmal ein unterirdischer Gang von dort nach Klausen geführt haben; unter den Kästenbäumen klingt noch alles hohl und ein goldenes Kegelspiel soll irgendwo verborgen sein**). Auch da ober uns im Villanderer Schloss soll's Manches geben, z. B. eine unterirdische Kirche, welche vor Zeiten den „Lutherischen" zur Versammlung diente." Letzteres ist wol eine Erinnerung an die geheimen Zusammenkünfte der Wiedertäufer, deren Anwachsen in diesen Gegenden einst bekanntlich zu ernstem Einschreiten Anlass gab***). Ebenso machte mich der

---

*) Vgl. darüber die interessante Skizze von J. G. Obrist in der „Meraner Zeitung" 1885 Nr. 28 („Ueber Tiroler Weine").

**) Vgl. ähnliches bei den Mocheni oben S. 29.

***) Vergl. Ign. V. Zingerle „Schildereien aus Tirol" II, 370.

ländliche Cicerone auf Merkwürdigkeiten seines Pfarrdorfes Villanders aufmerksam, namentlich auf die ausgedehnte „Beingruft“ im Unterbau der Nebenkirche, die mich bei einem Besuche in den nächsten Tagen mit ihren weit sich in die Felsen hineinziehenden Schachten wirklich überraschte.

Vom Düsteren kam der Erzähler aber bald wieder auf Fröhliches und besonders regte ihn eine Frage über die Hochzeitsgebräuche dieser Gegend an. Der mit Humor mitgetheilte Küchenzettel erinnerte mich einigermaßen an den vor Jahren in Passeier notierten*), nur lautete er noch genauer und stimmte fast wörtlich mit einem aus dem Hinterpusterthale (St. Jacob in Taufers) mir zugekommenen überein: Maibutter und „Krapflen“ (also auch hier süße gustatio!); Nudelsuppe mit Würsten; Knödel und Eingemachtes; „grünes“ Fleisch mit Kraut; Süßigkeiten; gebackenes Kalbsfleisch; Schweinsbraten; „Turtenzuig“ mit warmem Wein (Glühwein). Bloß der Unterschied machte sich bemerklich, dass hier beim Erscheinen des „Krautes“, wie auch sonst in Tirol**), die Pöller erdröhnen („zum Krautschießen“), während in Taufers nach diesem wichtigen Imbiss der erste Tanz beginnt, welcher das Mahl bis 4 Uhr unterbricht und wobei die Braut möglichst rüstig tanzen muss, damit die Kinder nicht „bucklig“ werden. Aber an die Passeirer erinnerte mich anderseits wieder die Warnung an diesem Ehrentage des Lebens ja nicht etwa sparen

---

*) Vgl. oben S. 45.

**) Ign. V. Zingerle, Sitten und Bräuche S. 21.

zu wollen. Wenn der Bräutigam auf dem Kirchgange den umstehenden Armen und Kindern zu wenig Geld zuwirft, so hört man gleich den Ruf „Pulgken“ *), der bedeuten soll: „Du bist ein Bauer, der sich nicht mehr gönnen kann, als einen Mehlbrei.“

Von der Nachhochzeit am folgenden Tage, welche bei den auch schon einmal zum Vergleiche herangezogenen Pusterthalern im Gebrauche ist, konnte ich hier nichts erfragen. „Um Eier und Schmalz gehen“ nennt man es dort, wenn am nächsten Morgen die „Buben“ mit den Geräthen der Beschäftigung des jungen Ehemannes vor dem Hause der Neuvermählten erscheinen und dafür von der jungen Frau im eigenen Heim bewirtet werden, was fast an die römischen repotia erinnern könnte. Doch zu welchen Auseinandersetzungen und Vergleichen hat mich da unser Kobacher schon geführt! Vielleicht besuche ich ihn wieder einmal und höre noch Mehreres. Diesmal mahnte der kurze Herbstabend zum Aufbruch und mit einem duftenden „Buschen“ aus dem Gärtchen beschenkt wanderten wir zurück zum alten Klausen, auf welches das hohe Säben im Glanze des aufgehenden Mondes geisterhaft herniederschaute.

*) Vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 519.

Ueber Berührungen tirolischer Sagen mit antiken.

(1894.)

Nachdem Jacob Grimm, der Begründer der deutschen Mythologie als Wissenschaft, wiederholt auch auf Verwandtschaft germanischer Sagen mit antiken hingewiesen hatte, wurde dieses Gebiet von Germanisten- und Vertretern der classischen Philologie in mythologischen Werken und Abhandlungen mehr und mehr berücksichtigt. Namentlich haben die Pfleger der vor ein paar Jahrzehnten mit so großen Hoffnungen begrüßten vergleichenden „indogermanischen" Mythologie diesen Erscheinungen naturgemäß besondere Aufmerksamkeit zugewendet und wir finden in den bekannten Kreisen solcher Richtung, freilich oft recht zerstreut, viele derartige mehr oder weniger gelungene Zusammenstellungen; in größter Zahl wol in den Schriften von Schwartz und Mannhardt. Haben sich nun auch die an jene Anfänge und an die Kuhn-Müller'sche Richtung geknüpften kühnen Hoffnungen nicht bestätigt, so ergab sich doch in gar man-

chen Punkten das Bild gemeinsamer und alter Vorstellungen unter den indogermanischen Stämmen*), also auch zwischen den germanischen und graeco-italischen. Man zollt jetzt Schwartz die Anerkennung, dass er trotz mehrfacher Verirrungen und Verschiebungen gerade dadurch, dass er dem Quell des mythischen Denkens nachgieng, ein Mitbegründer der Anthropologie wurde**) und hebt in dieser Beziehung besonders das Verdienst Mannhardt's mit Recht hervor, welcher in seinen letzten und reifsten Arbeiten, wie in den „Wald- und Feldkulten" (Berlin 1875—77), die sich von früheren Einflüssen losmachten, derartiges eben für die germanischen und classischen Völker oft recht verständlich aufdeckte***). Manches für die germanische Sage wurde gelegentlich auch schon durch Belege aus den Mythenschätzen Tirols gedeckt; für Einzelnes aber ergaben sich noch Ergänzungen oder bisher unbeachtete Nachträge, welche ich aus meinen Sammlungen hier kurz zusammenstelle†).

---

*) Vgl. O. Crusius, Beiträge zur griech. Mythologie und Religionsgeschichte (Leipzig 1886) S. 1.

**) Vgl. E. Mogk bei H. Paul Grundriss der german. Philologie I (Strassburg 1891), S. 990.

***) O. Crusius a. a. O., E. Mogk S. 991, L. Friedländer, „Griech. Mythologie" in der deutschen Rundschau. Oktob. 1887.

†) Der Kürze halber gebrauche ich für öfters zu nennende Schriften folgende Abkürzungen: A. = v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857. — v. H. = Mythologische Beiträge aus Wälschtirol von Dr. Ludw. v. Hörmann, Innsbruck 1870. — Ha. = Sagen aus dem Paznaun von Chr. Hauser, Innsbruck 1894. — H. = Sagen und Märchen von A. J. Hammerle, Innsbruck 1854. — M. = Aus dem deutschen Südtirol von Al. Menghin, Meran 1884. — Schn. = Märchen

Pausanias II, 37, 5 berichtet vom alkyonischen See im Gebiet von Lerna in Argolis, er sei von so unergründlicher Tiefe, dass selbst Nero's Versuche, dieselbe zu messen, scheiterten; ferner habe dessen Wasser die Eigenschaft, die Menschen in die Tiefe zu ziehen. Diese Züge kehren in unseren Sagen genau wieder. Der Piller See ist unergründlich und als jemand seine Tiefe messen wollte, wurde er mit den Worten bedroht: „Ergründst du mi, Schlind i di" (IZ. 140); die nähere Beschreibung der Messungsversuche ähnelt sich bei Pausanias und in der Tirolersage ganz auffallend*); wer in der Nähe des Wildalpensees einschläft, wird hineingezogen (IZ. 143); das Vieh, welches dem Weißbrunner See zu nahe kommt, wird allemal verschlungen (IZ. 146) und der beim See in Navis entschlafene Senner findet sich beim Erwachen mit dem halben Leibe im Wasser (IZ. 151). — Wie bei Aelian V. H. XII, 57 der See bei Onchestos nach Art eines Stieres brüllt**),

---

und Sagen aus Wälschtirol von Chr. Schneller, Innsbruck 1867. — VS. = Die Sagen Vorarlbergs von Vonbun-Sander, Innsbruck 1889. — IZ. = Sagen aus Tirol von I. V. Zingerle, 2. Aufl., Innsbruck 1891. Die beigefügten Zahlen beziehen sich auf die Seiten.

*) Pausanias: σταδίων πολλῶν κάλους ποιησάμενος καὶ συνάψας ἀλλήλοις, ἀπαρτήσας δὲ καὶ μόλυβδον ἀπ' αὐτῶν; vgl. IZ. 624 „man ließ eine ganze Saumladung Spagat hinauftragen und befestigte an dem stundenlangen Spagat einen schweren Bleiklumpen."

**) Vgl. auch die Stiergestalt griech. Flussgötter und die von Poseidon aus den Gewässern entsendeten Stiere, Preller-Robert griech. Myth. S. 581.

ebenso brüllt der Duxer See (JZ. 154) und „lurlt“ der See beim Rosengarten (JZ. 151); zur Erläuterung der letzteren Sage ist beizufügen, dass in der dortigen Gegend der Zuchtstier „Lurler“ genannt wird. Bei VS. 113 wohnt im Sünser See ein Stier, der durch Steinewerfen gereizt wird. In der „Tetengruberlak“ im Zillerthal haust ein schwarzer Stier, dessen Brüllen man öfter hört (Mittheilung Dr. L. v. Hörmann's). — Bei Pausanias III, 21, 2 stürzt eine Jungfrau in die Quelle Pellanis und verschwindet, allein ihr Schleier taucht in einer anderen Quelle auf*); in den tiefen Schwarzsee fiel einmal eine Kuh, ihren Schellbogen fand man aber dann im Mareiter Bach (JZ. 149), wie den einer in den Uebelsee in Passeier versunkenen Kuh im Sterzinger Moos (M. 51). — Mit dem von Pausanias VIII, 38, 3 erwähnten Regenzauber im Lykaeischen Zeuskult, wo bei Trockenheit der Priester das Wasser der heiligen Quelle mit einem Eichenzweige berührte, bis sich Regenwolken bildeten**), hat Mannhardt***) nach dem Vorgange von Schwartz†) treffend die bei Grimm D. M.² 1041 gesammelten germanischen Hexensagen verglichen, nach welchen Weiber so lange in Bäche mit Gerten schlagen, bis Nebel hervorkommen. Die tirolische Sage bei JZ. 453, wo das „Pemmerer Weibele mit einem Tannenzweig in einer Lake piselte,

*) Vgl. Sam Wide Lakonische Kulte (Leipzig 1893) S. 231.

**) Vgl. jetzt auch W. Immerwahr Kulte und Mythen Arkadiens (Leipzig 1891) S. 6.

***) Wald- und Feldkulte II, 341.

†) Ursprung der Mythologie (Berlin 1860) S. 261.

bis Gewölk aufstieg", steht nicht nur der Beschreibung des Pausanias besonders nahe, sondern bestätigt durch den Wortlaut auch glänzend eine Conjectur v. Andrians in einem steierischen Hexenprocesse, wo „durch Schlagen einer Lake" (statt „eines Lakens") hergestellt wird*). — Die Einzelzüge in der Beschreibung der „Feichtenhexe" (JZ. 450), welche Gewitter heraufbeschwört, Winde erregt, Muhren loslässt, berühren sich enge mit derartigen antiken Beschreibungen der Zaubermacht; vgl. z. B. die

*) Vgl. F. Frhr. v. Andrian, Ueber Wetterzauberei in Mittheilungen der anthropolog. Gesellschaft in Wien 24. Bd. (1894, Separatabdruck S. 109). Mit dem von v. Andrian a. a. O. S. 82 und R. Beer, Heilige Höhen der Griechen und Römer (Wien 1891) S. 20 für ihre Zwecke gut herangezogenen Berichte des Dikaiarch über die Prozession zum Heiligthum des Zeus auf dem Pelion, wobei die Opfernden in Widderfelle gehüllt emporstiegen, könnte sich im Ursprunge theilweise vielleicht die „Widderprozession" auf das Höhenkirchlein bei Lavant im Pusterthal vergleichen lassen, da dieselbe nach manchen Anzeichen eigentlich wol ein noch aus heidnischer Zeit überkommener Brauch sein dürfte, der trotz des Auffälligen schwer abzuschaffen war und darum später durch die schöne christliche Legende motiviert wurde. — Der ausgesuchte Widder mit schönem Felle, dessen Wolle das ganze Jahr nicht abgenommen worden, wird in großartigem Zuge hinaufgeführt und droben nach Beendigung einer kirchlichen Feier verkauft. Der Kaufpreis gelangt in die Kasse des Wallfahrtskirchleins. Vgl. Meraner Burggräfler 1894 Nr. 30 S. 3. (Der Gebrauch wurde dann nach dem ersten Erscheinen dieser Abhandlung auch besprochen von K. Weinhold in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1895 S. 205). — Ueber ein Widderopfer in der Jachenau in Oberbaiern vgl. U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche (Breslau 1884) S. 138.

Stellen in meinem Buche Ovid und sein Verhältnis zu den Vorgängern I, 74 ff. (cum voluit toto glomerantur nubila caelo; illa loco silvas vivaque saxa movet; ventos abigoque vocoque). — Der in der obigen Sage vom „Pemmerer Weibele“, wie in gar manchen anderen (M. 70; JZ. 454, 459, 460, 461, 464, 471, 673) begegnende Zug, dass Berührung mit bloßer Erde Zauberern neue Kraft verleiht*), erinnert an den Antaiosmythos, wobei es nicht uninteressant ist, dass derselbe auch in unseren Sagen gerade bei männlichen Unholden öfter hervortritt und dass anderseits ebenso in Erzählungen über Antaios Beziehungen zum Wetter sich zeigen, wie z. B. in der bei Mela III, 10 erwähnten, dass es beständig regne, wenn man etwas Erde von seinem Grabe wegnehme**). Ist letztere auch nicht mehr als eine Lokalsage, so gibt sie doch einen neuen Berührungspunkt zwischen dem antiken „Unholde“***) und den aus germanischen Sagen erwachsenen, welche schließlich als Hexenmeister gedacht, bald durch ihre Wetterkünste, bald durch ihre Roblerkraft hervorragen †). Wenn dann unser Volk von solchen Zauberern im Anschlusse fast regelmäßig weiter erzählt, dass man sie,

*) Vgl. auch Grimm D. M.³ 1030.

**) Vgl. Paulys Realencyclopädie I, 1077.

***) Mit diesem Ausdrucke bezeichnet Oertel in Roscher's Lexikon der griech. und röm. Mythologie I (Leipzig 1884) S. 364 schließlich das Wesen des Antaios.

†) Die Kraft der Berührung mit der heimatlichen Erde begegnet auch in der Sage vom Giganten Alkyoneus, vgl. Roscher Lex. I, 251 und über das Verhältnis zur Antaiossage Max Mayer Giganten und Titanen (Berlin 1887) S. 172.

um die Berührung mit der Erde zu verhindern und ihre Kraft zu brechen, endlich in einem kupfernen Kessel zur Richtstätte führte (JZ. 673; J. Platter Innsbr. Nachr. 1894 Nr. 173), so treffen wir auch im Alterthume die Anschauung von der zauberbrechenden Macht des Erzes in ausgedehnten Kreisen *).

Der antike Mythos vom zerstückelten und gekochten Pelops, dessen Schulterstück, von Demeter aus Versehen verzehrt, dann bei der Wiederbelebung von ihr durch Elfenbein ersetzt wurde **), erinnert zunächst einigermaßen an die Tiroler Sagen von der „erlenen Hexe" und der „Haselhexe", bei deren Wiederbelebung nach der Zerstückelung die Genossinnen ein Glied nicht mehr fanden und dasselbe durch Erlholz oder einen Haselzweig ersetzten (JZ. 469—470); dann aber auch an die von wilden Frauen gekochten und nach dem Mahle wieder belebten Thiere, welche hinken mussten, weil ein Beinlein, das von einem zum Schmause Geladenen aus Versehen verschluckt worden war, nicht mehr eingefügt werden konnte (v. H. 6; Schn. 207; VS. 29; JZ. 14 bis 15). — Die Sage von der beabsichtigten Verjüngung des Dr. Theophrast, welche durch den Vorwitz des Dieners gestört wurde (A. 309; JZ. 479), ähnelt wenigstens in einem Hauptzuge dem durch Belauschung vereitelten Versuche der Demeter, dem Demophoon ewige

*) S. die Belege bei E. Rieß in Wissowa's Realencyclopädie I (Stuttgart 1893) S. 51.

**) Belege bei E. Jacobi mythol. Handwörterbuch S. 717 und Preller griech. Mythol. II³, 384.

Jugend zu verschaffen*), während die Zerstückelung zum Zwecke der Verjüngung an derartiges in Medeasagen anklingt**). Diesem Doctor Theophrast hatte der Besitz eines Haselwurmes zu seiner wunderbaren Kenntnis der Kräuter verholfen, die ihm durch Rede ihre Kräfte kund thaten (JZ. 183, 477; A. 308); ein Bauer in Zillerthal, der einen Haselwurm gegessen, unterhielt sich durch Belauschung der Gespräche der Vögel (A. 378); ähnlich erzählt Apollodor I, 9, 11, dass Melampus, nachdem ihm Schlangen die Ohren geleckt, die Stimmen der Vögel verstand; auch glaubten die Alten, dass genossenes Schlangenfleisch die Sehkraft verschärfe***), wie in unserer Sage der Genuss des Haselwurmes Hellsehen und alle Wissenschaft verleiht (JZ. 183)†). — Der Chaldäer bei Lukian Philopseud. Cap. 12 treibt durch Verlesung von sieben heiligen Worten und durch den Gebrauch einer Fackel alle Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, läßt eine alte Schlange, die nicht kommen will, durch die jüngste nachholen und verwandelt dann sämmtliche durch Anblasen in Asche; damit vergleicht sich die Sage vom Wurmbanner auf der Villanderer Alm, der ein Feuer anzündet und Sprüche murmelt, worauf die Schlangen, und unter ihnen schließlich noch der „weiße Wurm“, von allen

---

*) Roscher's Lex. d. Myth. I, 988: Schwartz Urspr. d. Myth. S. 123.

**) Preller griech. Myth. II[3], 338.

***) E. Rieß bei Wissowa a. a. O. I, 78.

†) Ueber Schlangenesser und deren langes Leben vgl. E. Rohde der griechische Roman (Leipzig 1876) S. 219.

Seiten daherschießen, in das Feuer rennen und verbrennen (JZ. 182)*). — Ueber die Vorstellung Schätze hütender Schlangen, welche auch in den Tiroler Sagen eine so große Rolle spielt (JZ. 315 ff.), vergleiche man bei den Griechen die Stelle Artemidors II, 13: καὶ πλοῦτον καὶ χρήματα (σημαίνει ὁ δράκων) διὰ τὸ ἐπὶ θησαυροὺς ἱδρῦσθαι. — An den häufig begegnenden Zug, dass Goldschätze in Kohlen sich verwandeln (JZ. 333) oder umgekehrt (JZ. 301 ff.), dürfte im Grunde die von Lukian im Hermotimos 71 wie sprichwörtlich gebrauchte Phrase erinnern: So wäre also der Schatz, den du mich sehen ließest, zu Kohlen geworden!

Wie die Bakchen mit dem epheuumkränzten Fichtenstabe Wein und Milch hervorlocken**), so bohren Hexen Fichten mit einem Zauberspruche an und es fließt neuer Wein (JZ. 408, 468; Ha. 16); dieser Wein wird aber nach unserer Sage seinem Eigenthümer entzogen, wie solche Weiber auch Milch und Butter aus fremden Kübeln herauszaubern (JZ. 422 ff.; VZ. 160) und das Getreide der Nachbarn sich aneignen (JZ. 667); auch die Römer glaubten, dass Zauberer den Nachbarn die Feldfrucht entziehen***). — Wenn der Hausknecht beim Sternwirth in Meran von einer Hexe in einen Esel

*) Die alte Schlange bei Lukian und der weiße Wurm in Villanders, die zuletzt erscheinen, weisen wol auf den „Natternkönig" (A. 378).

**) Roscher's Lex. d. Myth. I, 1042.

***) Georgii in Pauly's Realencyclopädie IV, 1403; Rieß bei Wissowa a. a. O. S. 83.

verwandelt wird und nur durch Verzehren eines Blumenkränzleins die menschliche Gestalt wieder erlangen kann (JZ. 427), so denkt man wol an die Macht der Kirke, Menschen in Thiere zu verwandeln, und an das Wunderkraut, welches gegen den Zauber schützte (Homer Odyss. X, 261 ff.). — Die Macht des Pfarrers von Graun (JZ. 480) und des Curaten von Ladis (Ha. 36), welche auflauernde Strolche in ihre Gewalt bannen, erinnert an die ähnliche der Vestapriesterinnen, wenn dieselben durch ihr Gebet flüchtige Sklaven bannen*). — Der aus Riesensagen bei uns gerne auf den Teufel übertragene Zug**), dass dieser als Baumeister an der Vollendung eines Baues durch den Hahnkrat gestört wird und darauf den letzten durch die Luft herbeigeschleppten Stein fallen läſst (M. 12; JZ. 388), hat ein Gegenstück in der Athenesage bei Antigonos von Karystos ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγή Cap. 12, wonach die Göttin zur Befestigung der Akropolis einen Berg von Pallene herbeiholen wollte, ihn aber unterwegs bei der Begegnung mit einer Krähe fallen ließ. — Ueber die ob ihres Uebermuthes versteinerte Riesenkönigin Frau Hitt (JZ. 127), die sich theilweise zur Niobe stellt, vgl. Grimm D. S. I, 276; bei A. 229 begegnet der versteinerte Riesenkönig Serles. — Eine ziemlich sichere Parallele zu den von der tirolischen Sage an verschiedenen Orten localisierten Fußspuren von Riesen

---

*) Preller-Jordan Röm. Mythologie (Berlin 1881) I, 138.

**) Grimm D. M. 977, Schwartz Ursprung d. Myth. S. 16; vgl. BS. 142.

(JZ. 133, 620) und dämonischen Wesen (JZ. 396, 397, 661) liefert ein aus Pisidien stammender Bronzefuß; die beigegebene Weihe-Inschrift beweist, dass er nicht als Votivgabe*) für erlangte Heilung von einem Fußübel aufzufassen ist, sondern dass er als Denkzeichen für die Stelle gedacht war, an welcher dem Weihenden die leibhaftige Erscheinung des Gottes zutheil geworden**). — Funde übergroßer Knochen werden als Ueberreste der Riesen betrachtet (JZ. 134); vgl. Phlegon περὶ θαυμασίων 13 ff. und E. Rohde, der griech. Roman S. 205. — Mannhardt in den Wald- und Feldkulten II, 106 hat bei seiner Vergleichung des Kyklopen Polyphem und seiner Sippschaft mit unseren wilden Leuten***), Almputzen u. dgl. in anerkennenswerter Weise bereits auch mehrere tirolische Sagen herangezogen; dahin gehört beispielshalber weiter noch der Lorg von Stilfs im Vinstgau bei JZ. 2, jener einäugige Riese, der die Knaben fortnimmt, was im Ursprunge zugleich wol auch noch auf den Menschenfresser weist. Wenn Mannhardt im Anschlusse fortfährt: „von einem Menschen misshandelt nennen sie

---

*) Vgl. über solche O. Jahn, über den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten (Verhandl. der k. sächs. Gesellschaft deč Wiss., Leipzig 1855) S. 103.

**) S. K. Graf Lanckoronski, Städte Pamphyliens und Pisidiens (Wien-Leipzig 1891 ff.) II, 220.

***) Auch die vergilische Camilla wurde jüngst in ihrem Grundwesen einer volksthümlichen Vorstellung aus dem Kreise der „wilden Leute" zugewiesen und dabei die Kleidung der Tiroler „Fanggen" erwähnt. Knaack im rhein. Museum 49, 529.

dessen vermeintlichen Namen ‚ich selbst‘ als Thäter, wie Polyphem den ‚Niemand‘*), so sind freilich gerade da die schönsten Belege aus dem Sagenkreise Tirols nachzutragen.

Bei JZ. 134 befreit sich ein Bauer im Oberinnthal von der menschenfressenden Fanga dadurch, dass er als seinen Namen „Saltthon“ angibt und sie dann durch List einklemmt, worauf sie dem ihr zu Hilfe eilenden Waldmann auf die Frage, wer ihr etwas zu Leide gethan, „Saltthon“' antwortet und nun von diesem mit dem Spotte „Saltthon, salt g'litten“ im Stiche gelassen wird; vgl. „I selber“ bei JZ. 411, „Sall to“ bei Ha. 9, „Sèlb“ bei VS. 47. Auch die Berauschung, durch welche der Mensch solche Dämonen überlistet**), kehrt in ähnlichen Kreisen unserer Sagen wieder, wie z. B. bei Schn. 213 der milchstehlende Salvanel dadurch gefangen wird, dass der Hirt die Milchgeschirre mit Wein anfüllt. — In der von Mannhardt a. a. O. S. 68 ff. geistvoll behandelten Sage von Peleus und Thetis, wobei er letztere ursprünglich als eine Elfe zu erweisen sucht, die stumm bei dem Gatten weilt, und als dieser gegen ein Verbot handelt, verschwindet***), wird die mit einem sterblichen Manne vermählte Salige zum Vergleiche herangezogen, welche, sobald letzterer sie

*) Vgl. auch L. Friedländer in der deutschen Rundschau October 1887 S. 17.

**) Vgl. über derartiges die zur Polyphemsage weiter gefügten Belege aus dem Alterthum in Roscher's Lex. d. Myth. I, 1067.

***) Vgl. L. Friedländer a. a. O. S. 17.

schilt, oder das Geheimnis ihres Ursprungs erfährt, plötzlich verschwindet; den dabei theilweise auch berührten Sagen aus Tirol ließen sich wieder recht bezeichnende anfügen; eine der schönsten ist wol die von der Lecklahner Jungfrau, welche vom schönen Mair in Glaning „eingefadelt“ dessen Weib geworden war, aber später um ihren Namen befragt, sofort verschwand und nur noch an Festtagen wiederkehrte, um stillschweigend und vom Manne ungesehen ihre Kinder zu pflegen (JZ. 41)*). — Sterbliche Männer, welche die so gerne am Wasser wohnenden Saligen einmal gesehen oder gehört haben, verzehren sich in Sehnsucht, wenn ihnen die Zusammenkunft nicht mehr gestattet ist, ja sterben dahin (A. 30, 20; JZ. 43, 33; H. 8); bei Pausanias VII, 23, 1 verzehrt sich Selemnos, als die Nymphe Argyra nicht mehr zu ihm kam, in Liebesgram und wird von Aphrodite in einen Fluss verwandelt. — Die Sage von den Saligen, welche ihren Burschen auftragen, die ihnen gegebenen Ringlein keinem anderen Weibe zu geben und nach dem Bruche des Versprechens „keinen guten Stern mehr über dieselben leuchten lassen“ (JZ. 42), ähnelt jener Variante der Daphnissage, in welcher die Nymphe dem Hirten das Versprechen abnimmt, keiner anderen Jungfrau zu nahen, und nach Verletzung desselben ihn mit Blindheit straft**). —

---

*) Die von Mannhardt S. 127 erwähnte Sage bei v. H. 8 gehört doch im Hauptheile auch am besten in diesen Kreis.

**) S. Belege in Roscher's Lex. d. Myth. I. 956. Vgl. E. Rohde, der griech. Roman S. 29 und 109.

Die bekannte Erzählung Plutarch's (de def. orac. 17) vom großen Pan erweist sich durch analoge in ganz Deutschland verbreitete Erzählungen als echte Volkssage, die freilich immer noch räthselhaft bleibt*); für die Belege aus Tirol vgl. noch JZ. 55 mit dem Anhang S. 599; Schn. 212; VS. 52; Ha. 11; F. Plant Berg- und Thalfahrten S. 132. — Ueber die Pygmäen, welche theilweise Analogien zu unseren Zwergsagen bieten, wird nächstens von anderer Seite eine Arbeit veröffentlicht und Einiges ist ja da, als nahe liegend, längst notiert. Nur ein Beispiel möchte ich aus meinen Sammlungen hier anfügen. Wenn wir bei Philostratos II, 22 das Gemälde treffen, wie Herakles die Pygmäenschaar in seine Löwenhaut einpackt, um sie fortzutragen, kommt uns doch fast unwillkürlich die weitverbreitete und auch für Tirol belegte (JZ. 127) Sage von der Riesentochter in den Sinn, welche die Zwerglein in die Schürze nahm und auf das Schloss trug.

Die von unserer Volkssage verstorbenen Uebelthätern auferlegten Strafen liefern so viele Berührungspunkte mit diesbezüglichen Anschauungen bei Griechen und Römern**), dass jeder Hauptzug belegt werden kann. Die Strafe des Sisyphos spiegelt sich wieder in der

*) L. Friedländer a. a. O. S. 18; Mannhardt Wald- und Feldkulte II, 148.

**) Vgl. A. Dieterich Nekyia (Leipzig 1893) S. 75 ff. und über die Römer meine Abhandlung im Universitätsprogramm von Königsberg 1877 und in den philolog. Abhandlungen III (Innsbruck 1882) S. 61—76.

Erzählung vom Putz auf der Zirockalm, welcher jeden Stein, den er zu Thal rollt, wieder zur Höhe hinaufträgt (A. 182)*) und in der vom feurigen Hirten bei Ried, welcher einen Mühlstein in den Abgrund werfen und dann immer wieder heraufholen muss (JZ. 227)**); der Hirte, welcher frevelnd der armen Witwe einzige Kuh in den Abgrund stürzte, erleidet nach dem Tode dieselbe Strafe, nur bildet die Kuh statt des Steines seine Last (JZ. 208; BS. 95; H. 34). Im Pitzthal war ein Holzarbeiter, der jedesmal beim „Holzschießen" heimlich einen Stamm auf die Seite schaffte; zur Strafe musste er nach seinem Tode eine solche „Musel" jede Nacht auf den Berg hinaufwälzen; war er damit oben angelangt, so „schoss" der Stamm wieder in die Tiefe (mitgetheilt von Dr. L. v. Hörmann). — Wie dem Prometheus ein Adler, dem Tityos zwei Geier die stets wieder wachsende Leber abfressen, so nagen am verdammten Bauersmann, der im See am Krummbach bei der Gerlos liegt, fort und fort die „Pfrillen", und was sie ihm abfressen, wächst immer wieder nach (A. 323). — Der Piller Putz, den das nachlaufende Rad erreicht und zu lautem Jammer zwingt (A. 181; JZ. 222), könnte an die Strafe des Ixion mahnen (vgl. auch den als walzenden Feuerklumpen sich zeigenden

*) Die Sennerin auf der Brenner Alpe erzählte mir am 2. Aug. 1894 die Sage mit den Worten: „oft hört man den ganzen Tag Steine rumpeln und in der Nacht muss sie der Putz wieder hinauftragen".

**) Vgl. auch L. Steub, Drei Sommer in Tirol (1. Aufl.) S. 63.

„Birchet Putz" bei Silz A. 156.). — „Klammmänner" müssen im Wasser stehen, wie Tantalos, wobei allerdings in unseren Sagen die gleichzeitige Strafe des Durstes nicht erwähnt ist (A. 139); an den besonders in älteren Variationen der Tantalossage gerne begegnenden Stein, der über dem Haupte hängt*), erinnert der beim Nachtspucke erscheinende großmächtige Mühlstein, der an einem Faden über dem Kopfe schwebt (VS. 33; oben S. 48).

Der Strafe der Danaiden ähnelt mehrfach die Beschäftigung der unverheiratet verstorbenen Mädchen, welche nach der Tiroler Sage auf's Sterzinger Moos versetzt werden. Unter den vergeblichen Arbeiten derselben (vgl. A. 350) begegnet auch das „Sieben großer Holzscheiter" (Dr. L. v. Hörmann, Ins „Moos" fahren! in den Münchner Neuesten Nachrichten 1892 Nr. 90). „Wie das Leben der alten Jungfrau vom Volksglauben als ein unnützes, das seinen Zweck verfehlt hatte, betrachtet wurde, so dictiert er auch der abgeschiedenen Seele noch eine Beschäftigung zu, welche ebenso unnütz ist, wie das verlassene Dasein"**). Dass der Volksglaube bei dieser Bestrafung ursprünglich nicht jene Jungfrauen im Auge hatte, welche unverschuldet

---

*) Vgl. meine philolog. Abh. a. a. O. S. 64; A. Dieterich, Nekyia S. 76.

**) Vgl. Haberland, Globus XXXIV S. 205. — Ueber ματαιοπονία vgl. jetzt auch Rossbach im rhein. Museum 48, 599. In der Sage bei M. 13 muss der bestrafte „Punggemann" in jeder Nacht eine Hütte bauen, die am Morgen wieder zusammenfällt.

das τέλος γάμοιο nicht erreicht hatten, sondern die hartherzig spröden, deutet noch ziemlich deutlich die Sage bei JZ. 580 an; eine durch eigene Schuld zur alten Jungfrau Vorgerückte erhält da von ihrem Gewissensrathe die Buße, sich Nachts einsam und allein in die Kirche einschließen zu lassen, wo sie um Mitternacht einen Zug geisterhafter Gestalten sieht; in dieser Erscheinung — so wurde ihr am folgenden Morgen von ihrem Richter erklärt — sah sie nicht abgeschiedene Seelen, sondern vielmehr die Nachkommen bis in's vierte Glied, deren Stammmutter sie hätte werden können. Unvollendet durch eigene Schuld war auch der Ehebund der Danaiden*). Das Sieb tritt übrigens in unseren Sagen noch in anderen Kreisen auf. Bei Schn. 200 gibt ein Folgareiter Weib der Frau Berta statt der Eimer Siebe, welche diese wiederholt vergebens zu füllen sucht und darauf erzürnt das Weib bestraft; bei v. H. 5 gibt eine Frau der Bregostana den Erdäpfelkorb statt des Eimers zum Wasserschöpfen. — Die mehrfachen Berührungen in Vorstellungen über Einzelheiten der Gespenstererscheinungen und ihrer Veranlassungen**) würden ein eigenes Kapitel erfordern.

*) Vgl. über die Danaiden jetzt die Auseinandersetzung von E. Rohde, Psyche (Freiburg und Leipzig 1894) S. 292; A. Dieterich, Nekyia S. 70; Preller-Robert, griech. Mythologie I, 824.

**) Vgl. E. Rohde a. a. O. S. 652. — Mit dem Lärm des Geisterzuges bei JZ. 272 vgl. das von L. Friedländer, Sittengeschichte Roms II⁵ (Leipzig 1881) S. 90 aus dem Altertum zusammengestellte.

Besonders gerne begegnen sich da auch die Anschauung von der übermenschlichen Größe (JZ. 278), die bis zum „Heuschober“ wächst (A. 152)*) und der Satz, dass derjenige, welcher dem Geisterleben zugesehen hat, in Gefahr ist, krank wird oder bald stirbt (H. 40; v. H. 14; JZ. 144, 259, 270, 278; M. Meyer Schlernsagen [Innsbruck 1891] S. 22)**). — Wenn übermüthige Prahler zur Strafe von einem Geist geschunden werden (JZ. 236—37), so weist Derartiges auf die alte Marsyassage. — Der bei uns in Berichten über Geistererscheinungen häufig begegnende Zug, dass vor der Erlösung eine schwarze Gestalt, nach derselben eine weiße auftritt (A. 135; JZ. 242), hat wenigstens theilweise eine Analogie in der Erzählung bei Pausanias VIII, 34, 3, dass die Erinyen dem Orestes zuerst schwarz, dann nach seiner Heilung weiß erschienen. — Wenn M. 116 aus Tramin in Südtirol die Meinung berichtet, dass die Verstorbenen vom Mittag des Allerheiligenfestes bis zu derselben Stunde des Allerseelentages ganz frei auf der Erde umgehen dürfen, so erinnert dieselbe einigermaßen an die römische Ansicht von den Tagen, an welchen die Schatten der Schweigenden ungehindert aus- und einfahren konnten***).

---

*) Vgl. jüngst auch E. Rieß, Volksthümliches bei Artemidor, Rhein. Mus. 1894 S. 179.

**) Vgl. E. Rohde Psyche S. 171; der griech. Roman S. 387; E. Rieß bei Wissowa a. a. O. S. 93.

***) Preller-Jordan röm. Mythologie II, 68. — Die Sitte der Klagefrauen beim Begräbnis, welche den altrömischen praeficae entsprechen, hat Schn. 242 für das Tesiner Thal als noch

Schließen wir die kleine Skizze mit einem freundlicheren Bildchen. Die Beschreibung der einstigen schönen Zeit unter der Regierung St. Oswald's*), in der es weder Hunger gab noch Theuerung, weder Krieg noch Pest, wo die Aecker wenigstens noch so viel trugen, als heutzutage, und der Arme das Brot sich nicht sauer verdienen musste, wo Friede und Recht an allen Orten herrschten (JZ. 1), ruft uns fast in jedem Zuge die Schilderungen der Alten vom goldenen Zeitalter in's Gedächtnis**).

Es ist mit Recht betont worden, wie gerade durch solche Vergleiche es oft besonders klar zutage trete, wie echt und stark der volksthümliche Kern der antiken Mythen und Legenden ist***).

---

bestehend nachgewiesen; ich fand dieselbe ebenso im Fersinathale bei Trient, vgl. Tiroler Bote 1877 Nr. 248 und oben S. 32. — Ueber Totenklage bei den Griechen vgl. jetzt C. Sittl, die Gebärden der Griechen und Römer (Leipzig 1890) S. 66.

*) Ueber alte Spuren des „Jungbrunnens", der bei JZ. 1 auch mit der Oswaldlegende im Zusammenhang erscheint, vgl. E. Rohde, der griech. Roman S. 207.

**) Vgl. H. Graf, Ad aureae aetatis fabulam symbola (Leipzig 1885) und für Diesbezügliches bei röm. Dichtern mein Buch Ovid und sein Verhältnis zu den Vorgängern I (Innsbruck 1869) S. 64 ff.

***) Vgl. Cr. im „Literar. Centralblatt" 1895 S. 1022.

Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen.

(1893.)

Dass in Tirol im Mittelalter auf dem Gebiete der deutschen Poesie reiches Leben und freudiges Verständnis sich entfaltet hatte, wurde in neuerer Zeit mit Recht wiederholt betont und durch Handschriftenfunde mehr und mehr bestätigt*); dass aber auch die Dom- und Klosterschulen mit daran sich schließenden Bestrebungen in diesem Lande nicht so sehr zurückgeblieben waren, wie man manchmal annahm, vielmehr auch solche Thätigkeit, soweit man im Mittelalter damit sich befasste, wenigstens der in manchen anderen Gebieten, namentlich des Deutschen Reiches, üblichen ziemlich

*) Vgl. z. B. J. V. Zingerle in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie in Wien 1867 S. 607; A. Schönbach in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1889 S. 340; 1891 S. 209, wo die für german. Philologie interessanten Funde v. Hörmanns musterhaft besprochen sind.

ebenbürtig war, hoffe ich auf Grund theils schon veröffentlichten Materials, theils neuer Funde*) bald näher nachweisen zu können**). Um so weniger kann es Wunder nehmen, wenn der Völkerpass Tirol zur Zeit der Renaissance sich bald recht kräftig merklich macht und bei näherer Forschung uns Erscheinungen bietet, die man kaum erwarten würde, doch, wenn sie vorliegen, aus des Landes Lage doppelt leicht erklärt. Der Humanismus drang bekanntlich zunächst durch die beiden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf deutschem Boden abgehaltenen Kirchenversammlungen, zu Constanz (1414—18) und zu Basel (1431—50), aus Italien auch in Deutschland ein. Basel aber, wo Enea Silvio de'Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., sich einfand, den man auch schon als den ersten Apostel des Humanismus in Deutschland bezeichnet hat, war entscheidender und bald schon beginnt es auch in Tirol sich stark zu regen. Da herrschte damals Erzherzog Sigmund, der Kunst und Wissenschaft eifrig pflegte, wie auch seine erste Gemahlin Eleonore von Schottland selbst der Dichtkunst huldigte und den französischen Roman „Pontus und Sidonia“

---

*) Aus neuester Zeit kommen auch da Funde des Dir. L. v. Hörmann auf der Innsbrucker Universitätsbibliothek in Betracht; vgl. meine vorläufigen Mittheilungen in der kaiserl. Wiener Zeitung 1889 S. 7, in der Gothaer philolog. Rundschau 1890 S. 70 und in der Berliner philolog. Wochenschrift 1891 S. 746.

**) Dies ist indessen geschehen in meiner Schrift „Dom- und Stiftschulen Tirols im Mittelalter“, Innsbruck 1896.

in's Deutsche übertrug*). Unter diesem Gönner nun, den eben Enea Silvio de' Piccolomini auch zur Beschützung der Gelehrten ermuntert hatte**), als er seinerseits 1443 bei Bewerbung um die Pfarre Sarnthein sich an den jungen Fürsten wandte***), treten auf unserem Gebiete drei Männer in den Vordergrund, die wol Alles angebahnt, was nachher vor unsere Augen tritt, und den Grund gelegt auch zu dem für uns jetzt überraschend hervortretenden Ereignisse, dass bald Deutschlands berühmte Humanisten selbst mit solchen Männern in Tirol im Verkehr sich zeigen, die bisher entweder ganz verschollen oder höchstens noch nach ihrer Lebensstellung zu bestimmen waren. Die Namen jener drei anregenden Kräfte lauten: Bischof Johann Hinderbach von Trient, Abt Caspar Augsburger von Georgenberg bei Schwaz, Johann Fuchsmagen aus Hall; alle drei treten bezeichnend

---

*) Vgl. J. Egger, Geschichte Tirols I, 668; Alf. Huber, Geschichte Oesterreichs III, 175, 309; D. Schönherr, Die Kunstbestrebungen Erzherzogs Sigmund im Jahrbuch der kunsthist. Samml. des Allerhöchsten Kaiserhauses I, 182; K. Kirchlechner, Aus den Tagen Herzog Sigmunds und Kaiser Maximilians (Progr. Linz 1884) 17.

**) Vgl. G. Voigt, Die Wiederherstellung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus II², 281.

***) G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini I, 293. Ueber eine damals auf Wunsch des jungen Sigmund von Enea aufgesetzte Briefstilprobe vgl. ebendort I, 287. F. Zoller, Geschichte der Stadt Innsbruck I, 144 erwähnt Enea geradezu als Lehrer Sigmunds.

dann auch als bevorzugte Räthe des Erzherzogs Sigmund hervor.

Schon manche Momente aus dem äußeren Leben dieser Bannerträger weisen auf Verbindungslinien, die im Grunde auf Basel und Enea Silvio Piccolomini hinaufführen und schließlich für Tirol beim Beschützer Sigmund zusammenlaufen. „Im Jahre 1455 verließ Enea Silvio die Barbaren, da tauchen die Jünger aus seiner Schule hervor; fast immer ist der Zusammenhang mit Italien nachweisbar.“ Diese Worte Voigts*) erwahren sich für uns zunächst auch an Hinderbach, der dann sichtlich in erster Linie Einfluss auf die Entwicklung in Tirol ausübte.

Johann Hinderbach stammte aus Hessen**) und wurde 1418***) in der Gegend von Rauschenberg im Regierungsbezirk Kassel geboren. Die Annahme, dass „de Rauschenberg“ sein Adelsprädicat bezeichne — er erhielt wirklich 1459 einen Adelsbrief — ist aber irrig†). Die Humanisten der damaligen Zeit nannten ihn sichtlich einfach Hinderbach und Einer von denselben be-

---

*) Wiederbelebung II², 293.

**) Vgl. J. Thaler, Der deutsche Antheil des Bisthums Trient I, 37; Krones in d. allgem. deutschen Biogr. XII, 457.

***) Cod. 8206 der Wiener Hofbibliothek (Tab. cod. vol. V p. 224).

†) Diese nähere Notiz, sowie die folgende über die Mutter, verdanke ich einer vorläufigen gütigen Mittheilung aus einer Specialschrift von Dr. v. Hofmann-Wellenhof über Leben und Werke des Dr. Joh. Hinderbach, die im nächsten Bande der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck erscheinen wird. (Vgl. jetzt Jahrg. 1893 S. 207.)

zeichnet ihn darum mit damals üblicher spielender Deutung des Namens als denjenigen, „dem nach Bezwingung der Inder einst Bacchus den Namen ertheilte“ *). Seine Mutter war der Familie des berühmten Theologen Heinrich von Langenstein verwandt und sein Geschlecht war, als er im Jahre 1434 zum Universitätsstudium nach Wien kam, dort nicht unbekannt. 1439 wurde er schon Magister der artistischen Facultät und hielt auch Vorlesungen über lateinische Grammatik; er machte dann noch Studien in Padua und kam nach Wien zurück, als Enea Silvio dort beim Hofe Einfluss hatte und ihn zu Würden empfehlen konnte **). Und Hinderbach, der zunächst nun auch in Kaisers Friedrich Dienste trat, blieb stets in guten Beziehungen zu seinem Gönner Enea. So treffen wir ihn gerade im früher genannten Jahre 1455 als Begleiter des Enea in der vom Kaiser Friedrich an Papst Calixt III. abgeordneten Gesandtschaft, die über Venedig nach Rom reiste ***), und 1459 hielt er, wieder der kaiserlichen Gesandtschaft beigegeben, vor dem neuen Papste Pius II. die Rede, — der kein Anderer war als sein früherer Chef, Enea Silvio selbst †). Doch nicht nur solche aus dem reichen äußeren Wirken des Mannes herausgegriffene Daten zeugen von seiner engen Verknüpfung mit Enea, sondern

*) Vgl. A. Zingerle, Beiträge zur Geschichte der Philologie I, 135 (Cui rediens domitis nomen dat Bacchus ab Indis).

**) Krones a. a. O. Ueber die Lehrthätigkeit auch Bonelli, Monumenta ecclesiae Tridentinae 145.

***) Vgl. L. Pastor, Geschichte der Päpste I, 511.

†) Voigt, Enea III, 38; Pastor II, 38.

auch ebenso bezeichnende Beweise der Hinneigung auf geistigem Gebiete. Auch als Geschichtschreiber war Hinderbach ein feuriger Verehrer und Nachahmer Eneas*); und als von der Erziehung Maximilians, des nachmaligen berühmten Kaisers, die Rede war, verwies Hinderbach im Jahre 1466, nachdem er schon Bischof von Trient geworden und Papst Pius kurz zuvor gestorben war, die Kaiserin Leonora auf das Buch über Fürstenerziehung, welches einst Enea für den jungen Ladislaus von Ungarn geschrieben hatte**).

1465 also erscheint Hinderbach als erwählter Bischof von Trient***). Es ist leicht begreiflich, dass ein solcher Mann in solcher Stellung nun auch zur wissenschaftlichen Anregung in Tirol in anderer Weise geeignet war, als etwa ein Gregor Heimburg aus Schweinfurt, der allerdings einst auch humanistisch angehaucht war†), dann als Jurist bei Erzherzog Sigmund in dessen Streite mit Cusanus eine Rolle gespielt††), aber durch das bald erfolgte Aufgeben humanistischer Bestrebungen und seine immer mehr zugespitzte Opposition gegen Enea als italienischen Huma-

*) Voigt, Wiederbelebung II², 293.

**) Voigt, Wiederbelebung II², 317.

***) Bonelli, Monum. 143; F. Sinnacher, Beiträge zur Gesch. der Kirche Brixen VI, 546; Egger, Gesch. Tirols I, 596; Thaler I, 37.

†) Voigt, Wiederbelebung II², 287; C. Bursian, Geschichte der class. Philologie in Deutschland I, 94.

††) A. Jäger, der Streit des Cardinals Nicolaus v. Cusa mit Herzog Sigmund I, 333 ff.; Egger, Gesch. Tirols I, 570; Huber, Gesch. Oesterr. III, 182.

nisten und als Papst*) natürlich auf solchem Gebiete keinen Einfluss gewonnen hatte. Auch in Tirol waren die Anfänge des Humanismus noch ohne jede aggressive Tendenz gegen die Kirche**), sie zeigten sich zuerst namentlich in Kreisen der Geistlichkeit, und da war Bischof Hinderbach, der stets mit Enea so befreundet gewesen und zugleich bei Sigmund, welcher ihn bald zu seinem Rath ernannte, in Gunst stand, zur Weckung wie geschaffen. Bald tritt denn auch sein Einfluss auf die geistigen Regungen in Tirol, namentlich in seiner nächsten Umgebung, deutlich hervor, und im bunten Gemische zeigen sich da Italiener und Deutsche. So feiert Johann Tiberinus, den wir für einen Brescianer halten müssen***), aber in Trient bei Hinderbach treffen, in Gedichten den Landesfürsten Sigmund, den Bischof Hinderbach, dann, wie dieser selbst†), den Martertod des hl. Knäbleins Simon von Trient; ein Joannes Jacobus a cruce de Mutina richtet 1484, zwei Jahre vor dem Tode Hinderbachs, ein Gedicht an den Trientner Domherrn und erzherzoglichen Vicekanzler Ulrich Kneußel††) und denselben Joannes

*) Vgl. Voigt, Enea II, 349; Wiederbelebung II², 289; Bursian, Gesch. d. Phil. 95. Die sonstige Literatur über Heimburg bei Pastor, Päpste I, 254.

**) Vgl. im Allgemeinen Bursian a. a. O.

***) A. Zingerle, Beitr. I, LIV.

†) Gedichte des Hinderbach zu Ehren Simon's von Trient finden sich auch im Statthalterei-Archiv zu Innsbruck, Trientn. Arch. Capsa 69 Nr. 200—201 (freundliche Mittheilung des Herrn Prof. Dr. O. Redlich).

††) A. Zingerle, Beitr. I, LIII u. 149.

Jacobus Mutinensis finden wir dann in Bekanntschaft mit dem berühmten deutschen Humanisten und Begründer der Donaugesellschaft Conrad Celtis (Pickel)*), der sich von ihm eine Beschreibung des Nonsberges, wol für sein grosses nicht vollendetes Werk „Germania illustrata“ erbat**).

In einem Gedichte des früher genannten Johann Tiberinus fand ich bei Beschreibung einer feierlichen Prozession in Trient als Assistenten des Bischofs Hinderbach einen Georg Nothaft erwähnt***); dass derselbe Trientner Domherr und nach damaliger Sitte zugleich auch Pfarrherr in Tisens bei Meran war, ergaben Bonelli's Notizen†). Wer hätte aber erwartet, auch diesen lange verschollenen Mann wieder in Berührung mit einem der ersten deutschen Humanisten, mit dem edlen Rudolf Agricola zu finden? Und doch ist dem so. Agricola erwähnt, wie K. Hartfelder entdeckte, in einem früher unedierten Schreiben an den Bischof zu Worms und Curator der Universität Heidelberg Joh. v. Dalberg, das aus Trient vom 1. September 1485 datiert ist, die freundliche Aufnahme, die er bei Canonicus Nothaft gefunden††). Auch unserem

*) Ueber die Entstehung des Namens Celtis vgl. ein gleichzeitiges und klares, Aschbachs Ansicht (Die früheren Wanderjahre des C. Celtes 79) bestätigendes Zeugnis in m. Beitr. I, 140.

**) Vgl. E. Klüpfel, De vita et scriptis C. Celtis II, 156 und A. Zingerle, Beitr. I, LIII, wo die Bemühungen des Celtis auch um eine Beschreibung des Etschthales excerpiert sind.

***) A. Zingerle, Beitr. I, 136, 149.

†) Monum. 287.

††) K. Hartfelder, Unedierte Briefe von R. Agricola 33:

Nothaft waren die Fürsten des Hauses Oesterreich geneigt und verwendeten sich für ihn, Kaiser Friedrich sogar direct beim Papste*). Kein Wunder, dass in diesen Kreisen mehr und mehr das Lob dieser Fürsten erklingt, namentlich auch Sigmunds, „der zum Ruhme gereicht dem tirolischen Lande vor Allen, der die Freunde der Musen gebührend zu ehren sich anschickt“**). Bald werden dessen Kriegserinnerungen besungen, bald seine Straßenbauten, ganz besonders gerne aber bot des Erzherzogs im Jahre 1484 mit Pracht gefeierte Vermählung mit seiner zweiten Gemahlin, Katharina von Sachsen***), für solche Dichtungen dankbaren Stoff. Dabei wird dann namentlich die junge schöne Herzogin als tüchtige Jägerin gepriesen und mit Diana verglichen, von welcher sie sich nur dadurch unterscheide, dass sie

Dominus Georgius Nothaft summa qua potest comitate et benevolentia non solum prosequitur, sed cumulat nos. Vgl. A. Zingerle, Bote f. Tirol 1886 (19. Aug.), 1548.

*) In einer Urkunde 1469, Juni 2 (Graz) bittet Kaiser Friedrich den Papst, den vom Capitel in Trient zum Decan erwählten G. Nothaft vor den Angriffen eines Gegners (St. Approbin) zu schützen. Statthalterei-Archiv zu Innsbruck, Trientn. Arch. Caps. 45 Nr. 27. — 1469, Novemb. 1 (Wiener-Neustadt) schreibt Kaiser Friedrich an Bischof Hinderbach, dass er dem Papste Vorstellungen wegen der Trientiner Angelegenheiten gemacht habe und dass der Papst auf seinen Wunsch, im Domcapitel sollen zwei Drittel Deutsche und ein Drittel Italiener sein, die Dignitäten aber nur mit Deutschen besetzt werden, eingegangen sei. Nothaft sei zu schützen. Ebendort Trientn. Arch. Caps. 35 B. (Mitth. des Directors Dr. M. Mayr.)

**) Vgl. A. Zingerle, Beitr. I, 139.

***) Vgl. über diese Heirat J. Egger, Gesch. Tir. I, 605.

nicht mit Nymphen, sondern an der Seite des edlen Fürsten durch die Wälder streife. Juppiter selber, heißt es auch wieder, habe seiner Tochter Venus, der besten Mädchenkennerin, den Auftrag gegeben, für den ruhmbedeckten, aber leider noch kinderlosen Herrn Tirols die schönste Frau des Erdkreises zu suchen und Venus hätte dem Vater darauf gemeldet, in Sachsen sei das schönste und edelste Mädchen gewachsen, „welches der Pallas Geist mit dem Wesen Dianens verbinde"*).

Dass Bischof Hinderbach mit seinem Kreise auch für Vermehrung der Bücherschätze im Sinne der neu erwachenden Richtung sorgte, kann heute noch mancher Bestandtheil des Capitel-Archives in Trient beweisen. Da treffen wir unter Anderem auch eine Schrift des berühmten italienischen Humanisten Francesco Filelfo vertreten**), bei dem einst Enea Silvio gehört hatte***), und bezeichnend sehen wir in einer vom Abt Caspar Augsburger für das Stift Georgenberg erworbenen Noniushandschrift des 15. Jahrhunderts †) schließlich denselben Filelfo in der Mittheilung einer Ansicht erwähnt. Wieder ein zwar kleiner, aber doch nicht unbedeutender Fingerzeig für die immer nähere

---

*) Vgl. A. Zingerle, Beitr. I, 103; XXIX. Ueber die anderen Stoffe ebendort den Index.

**) Nr. 98. Filelfi oratio ad ducem Ferrariae cum epistola. Ueber die Vermehrung der Bibliothek vgl. auch Bonelli Monum. 157.

***) Vgl. Voigt, Enea I, 15; Wiederbelebung I², 354.

†) Bibl. IV, 177. Vgl. A. Zingerle, Philolog. Abhandl. III, 15 und Philolog. Rundschau I, 1311; L. Müller in seiner Ausgabe des Nonius II, 267, 306.

Aufdeckung der anfangs angedeuteten Verbindungsfäden: Filelfo Lehrer des jungen Enea Silvio, Enea Freund des Hinderbach, Hinderbach im Verlaufe naher Bekannter des Abtes Caspar Augsburger, Hinderbach und Augsburger unter dem Schutze des schon seit der Jugend mit Enea bekannten Landesfürsten Sigmund! Die beiden hochgestellten Tiroler Humanisten bezogen ihre Handschriften, die auch im Aeußeren mehrfach auf Abstammung aus verwandten Fabriken zu weisen scheinen, sichtlich aus Kreisen, welche Filelfo's Schule nahe standen. Wahrscheinlich brachten sie solche selbst von ihren italienischen Reisen zurück.

Wir sind so naturgemäß zu Abt Caspar Augsburger übergeleitet. Die Vermuthung liegt nicht zu ferne, dass dieser interessante Mann, der unter den Prälaten von Georgenberg-Fiecht stets eine der hervorragendsten Stellen einnehmen wird, in seiner Jugend theilweise auch noch mit Enea in persönliche Berührung gekommen sein dürfte und dass er wol etwa nicht ausschließlich dem nachmaligen Freunde Hinderbach sein überraschendes Emporsteigen verdankte. Die erste urkundliche Notiz, welche das Stift Fiecht von diesem aus Freiburg stammenden Herrn aufbewahrt hat, ist ein Geleitsbrief, den ihm der Strassburger Bischof Ruprecht, der im Jahre 1450 auch zum Jubiläum nach Rom gereist war*), zu Zabern am dritten Ostertag 1457 als seinem Capellan ausgestellt hatte**). Er ist darin

*) Vgl. Pastor, Päpste I, 336.

**) Fiecht. Arch. Fasc. Abt Caspar Nr. 1.

als „der ersame geistliche unser lieber andechtiger bruder Caspar von Augenspurg S. B. ordens“ bezeichnet; denn er war 1456 aus dem Karthäuser-Kloster Johannesberg in die Benedictiner-Abtei Gottesthal bei Basel übergetreten*). In einer Urkunde vom Jahre 1462 befreit ihn Enea als Papst Pius II. von den Censuren wegen des Austrittes aus dem Karthäuserorden**). In einem ebenfalls erhaltenen Schreiben des Jahres 1463 erhält er vom Benedictiner-Abte Guido von Gottesthal bei Basel wegen Verwüstung des Klosters die Erlaubnis zur einstweiligen Verlassung desselben***). Im Jahre 1469 gibt ihm derselbe Abt in einem Schreiben die vollständige Entlassung, in einem zweiten eine glänzende Empfehlung mit Betonung seiner mit Erlaubnis des Abtes in Italien gemachten vortrefflichen Studien†), die also in die Jahre 1463—69 fallen müssen, und mit Berufung auf den Wunsch des Erzherzogs Sigmund, sowie des Erzbischofes von Salzburg, ihn möglichst in der Nähe und in ihrem Rathe zu haben††). Als Erzbischof von Salzburg finden wir

---

*) Vgl. [P. Bockstaller] Chronik der Benedictiner Abtei Georgenberg, nun Fiecht 117.

**) Fasc. Abt Caspar Nr. 2.

***) Ibid. 3. Chronik 117.

†) Fasc. Nr. 5 quantum in uniuersitatibus ytalie ex concessione nostra in omni et diuina et humana scientia tum morum grauitate uite honestate ac omni laudabili uirtute studueris. Vgl. Chronik 117.

††) Ibid.: quod tam pio desiderio reuer. pater archiep. Saltzburgen. ac illustr. dominus noster Sygismundus et corporis presenciam consiliisq.; suis te interesse cupiunt.

damals Bernhard von Rohr, der eben 1468 selbst von einer Reise nach Rom zurückgekommen war*) und für welchen Furtmayr das großartige, jetzt in der Münchener Hofbibliothek befindliche Missale anfertigte**). Zugleich ist dem Schreiben des Abtes Guido die Erlaubnis beigefügt, einen Ruf oder eine Wahl anzunehmen. Noch im Mai desselben Jahres 1469 kam Caspar Augsburger nach Innsbruck und schon am 15. desselben Monats wurde er einstimmig zum Abt von Georgenberg gewählt. Der Schluss des ehrwürdigen Chronisten von Fiecht, dass hier zweifellos bedeutende Einflüsse zusammenwirkten***), ist also gewiss berechtigt. Basel, Italien, Empfehlung bei Erzherzog Sigmund†) treten

---

*) Vgl. Zauner, Chronik von Salzburg III, 138.

**) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I, 174.

***) Chronik 118.

†) Die vom Erzherzog dem Abt Caspar bewiesene Hochschätzung zeigt sich dann auch fortwährend und der so Geehrte erwähnt diese besondere Antheilnahme an seinem Geschicke noch kurz vor seinem Tode in einem Schreiben an Sigmund d. d. Schwaz 1491 März 25, in welchem er über sein Befinden und über eine Operation Bericht erstattet. (Da der Erzherzog auch an seinem leiblichen Wolergehen solchen Antheil nehme, theile er ihm mit, dass ein trefflicher Ritter und Doctor mit ausgezeichneten Zeugnissen von Städten und Räthen nach Schwaz gekommen sei, welchen er auf Zureden seiner Freunde zur Consultation nach Georgenberg gebeten habe. Auf dessen Versprechen, er werde ihn ohne zu schneiden und ohne große Schmerzen vom Steine befreien, sei er mit ihm nach Schwaz gegangen und habe sich seiner Behandlung unterzogen. Nach Einschmierungen am Rücken und Anwendung von Pflastern habe ihn derselbe am anderen Morgen auf einen Tisch gelegt

auch da sichtlich hervor. Abt Caspar scheint auch sofort Rath Sigmunds geworden zu sein, da der Fürst noch in demselben Jahre, als er den vom früheren Abte gekauften Achensee an das Kloster zurückstellte, ausdrücklich bei diesem Schritte auch die Rücksicht auf Abt Caspar, seinen Rath, betonte*); und schon 1470 schickte er ihn als solchen an den Kurfürsten von Köln**). In demselben Jahre treffen wir Caspar auch im nachweisbaren Verkehr mit Bischof Hinderbach, der ihm Reliquien des hl. Romedius sandte***). Der Verkehr Beider blieb fortan ein reger. Im Jahre 1473 kam der Abt im Auftrage Sigmunds zu Hinderbach nach Trient, 1474 besuchte Letzterer Caspar in seinem Stifte†). Als Rath Sigmunds war der Abt stark beschäftigt; er kam so auch in Verkehr mit dem Hofe in Mailand††), und in den Jahren 1479 und 1480 machte er, nun als Gesandter, Reisen nach Rom†††). 1480 wendete sich die im Jahre 1457 ge-

---

und den baumnussgroßen Stein entfernt, den er in 22 Stücke zerbrochen. Die Erleichterung würde er nicht um 1000 fl. vertauschen.) Statth.-Archiv Innsbruck, Maxim. IX, 59 (Dir. M. Mayr).

*) Chronik 119, 310. Vgl. Lichnowsky, Urkunden zur Geschichte des Hauses Habsburg 1457—1477 Nr. 1391 u. 1395. K. Kirchlechner 25.

**) Chronik 120.

***) Ibid. 121; Sinnacher, Beitr. III, 147.

†) Chronik 124 f.

††) Ibid. 122, 123.

†††) Ibid. 128, 130.

stiftete Universität in Freiburg*) an den Abt von Georgenberg mit der Bitte, er möge seinen Einfluss bei den Fürsten des Hauses Oesterreich zu Gunsten der Hochschule verwenden**) — gewiss ein deutlicher Beweis für das Ansehen, welches der Mann in seiner Stellung beim Fürsten und als Förderer der Wissenschaften genoss.

Diese Förderung zeigte sich auch in seinem eigenen Stifte, namentlich in den Bemühungen für die Bibliothek. Im Verzeichnisse der Aebte heißt es in dieser Beziehung von ihm: „Er war ein wunderbarer Liebhaber gelehrter Leute, um die er gern war alle Tage seines Lebens, daher er beide Libereyen fast gemehrt; darzue nit wenig Bücher mit eigener Hand geschrieben, darinnen sein hoher Verstand trefflich sich hat sehen lassen***). Und es sind noch manche dieser Codices trotz der Feuersbrünste, die das Stift betroffen, in Fiecht erhalten und theilweise mit der wol eigenhändig von Caspar beigefügten Notiz versehen, dass er die-

*) Vgl. über die Gründung dieser Universität in den österreichischen Vorlanden J. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität I, 237; H. Schreiber, Geschichte der Universität Freiburg I. — Ueber Stiftungen Sigmunds für dieselbe Lichnowsky, Urkunden Nr. 1327, 1338. — Ueber Späteres und das Verhältnis des Kaisers Max zu derselben H. Ulmann, Kaiser Maximilian II, 735.

**) Chronik 131.

***) Sinnacher, Beitr. III, 148; Chronik 142. Der Schlusssatz scheint auf Schriften, die er selbst verfasste, zu weisen. Trotz mancher Nachfrage konnte ich von diesen bisher noch Nichts entdecken.

selben angeschafft; so eine Handschrift der Scholien zum römischen Satiriker Persius, die zwar nur aus dem 15. Jahrhundert stammt, aber sichtlich getreue Abschrift einer älteren ist und über manche Einzelpunkte jener Scholienfrage etwas mehr Licht verbreitete*); so der schon gelegentlich erwähnte Noniuscodex mit der Schlussnotiz über Filelfo**); daneben Schriften der italienischen Humanisten, des Mailänder Secretärs Pier Candido Decembrio (Petrus Candidus)***) und des Antonio de' Loschi (Antonius Luscus)†). Solche Beachtung, namentlich des Petrus Candidus, in Georgenberg könnte vielleicht auf die Beziehungen des Abtes zu Mailand weisen; Caspar trat in dieselben zuerst im Jahre 1471††), Decembrio starb dort 1477†††). Aus Petrarca's Werken finden wir das Buch de vita solitaria vertreten*†); diese Schrift über das Leben in der Einsamkeit gefiel damals den Kloster-

*) IV, 171; vgl. A. Zingerle, Zu den Persius-Scholien (Sitzungsberichte der kais. Akademie in Wien 97. Bd. [1880] S. 731 ff.)

**) IV, 177; vgl. oben S. 147.

***) Z. B. III, 132 Petri Candidi grammaticon lib.; vgl. über ihn Voigt, Wiederbelebung I, 515, 525 u. ö. Burckhardt-Geiger, Cultur der Renaissance in Italien II, 50.

†) Antonii Lusci Vicentini secretarii ill. ducis Mediol. Inquisitio artis in orat. Cicer. (Vgl. Voigt, Wiederbelebung I², 506). Die sonstige Literatur über Loschi zusammengestellt bei Pastor, Päpste I, 133, 198.

††) Chronik 122.

†††) Voigt, Wiederbelebung I², 526.

*†) II, 63.

leuten überall sehr*), für Georgenberg bildete sie gewiss eine doppelt passende Lectüre.

Fast möchte man vermuthen, dass dieser die Wissenschaften fördernde Abt auf die Anfänge des dritten und jüngsten Hauptvertreters der Tiroler Kreise, Johann Fuchsmagen, nicht ganz ohne Einfluss geblieben sei. Im Mai 1469 war, wie wir gesehen, der geborne Freiburger Caspar Augsburger unter sichtlichem Einfluss des Erzherzogs Sigmund zum Abte von Georgenberg gewählt worden und im October desselben Jahres treffen wir dann Joh. Fuchsmagen, den Sohn des ebenfalls von Sigmund begünstigten Bürgers Sigmund Fuchsmagen aus dem nahen Hall, als Studenten an der 1457 gegründeten Universität Freiburg**). Derselbe machte dort philosophische und juristische Studien, erhielt das artistische Magisterium und den juridischen Doctorgrad, ja hielt dann auch an jener Hochschule Vorlesungen. Aber im Jahre 1481 gab er seine dortige Laufbahn auf und wir finden ihn plötzlich am Hofe Sigmunds in Innsbruck, der ihn 1482 zum Secretär ernannte. Aber schon 1484, eben zu der Zeit, als der Erzherzog zum zweiten Mal sich

---

*) Voigt, Wiederbelebung I², 111.

**) Vgl. Aschbach, Wiener Universität II, 73, wo genau der 25. Oct. als Tag der Immatriculation angegeben ist; Kaltenbaeck, Die gelehrte Donaugesellschaft in der österr. Zeitschr. für Geschichts- und Staatskunde III, 74; S. Ruf, Dr. Joh. Fuchsmagen in der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck XXI (1877), 95 ff.

verehelichte, wurde er Rath*), somit in diesem Amte Collega des Bischofs Hinderbach und des Abtes Caspar. Blieb er auch nicht lange in dieser Stellung, da er schon im im Jahre 1485 in die Dienste des Kaisers Friedrich III. trat**), der ihn damals am Hofe Sigmunds kennen lernte, so ist es doch gewiss interessant, dass dieser Mann, welcher dann einen solchen Einfluss gewann und später als Rath des Kaisers Maximilian bei den Universitätsreformen in humanisti'scher Richtung und bei Berufungen von auswärtigen Gelehrten an die Wiener Hochschule eine so bedeutende Rolle spielte***), auch aus den Tiroler Kreisen hervorgieng und denselben treu blieb, da er seine Ferien immer so gerne wieder in seinem Heimatlande verlebte. Von seinen Faschingsfreuden in der damals so fröhlichen Vaterstadt Hall geben die Raitbücher derselben noch Kunde†). In dem nunmehrigen ausgedehnten Wirkungskreise kam er dann bald auch mit berühmten deutschen Humanisten in Berührung, wie mit Johann Reuchlin, den er 1493 in Linz persönlich kennen lernte††), und mit Conrad

*) Ruf 96; Huber, Gesch. Oesterr. III, 309.

**) Ruf 97.

***) Aschbach, Wiener Universität II, 74; Ruf 105. Vgl. auch K. Hartfelder in dem Jahresber. für class. Alterthumswissenschaft LXXIII (1893), 181.

†) Vgl. Ruf 96, 100, 110.

††) L. Geiger, Joh. Reuchlin 38. Die Begegnung erfolgte bei den Leichenfeierlichkeiten für Kaiser Friedrich. Aus dieser Zeit stammt ein im Innsbrucker Codex 664 erhaltenes Gedicht Reuchlins auf den Tod des Kaisers. Zuerst mitgetheilt von A. Zingerle, Beitr. I, 116, wieder abgedruckt bei H. Holstein,

Celtis, dem Reiseprediger des Humanismus, auf dessen Berufung nach Wien im Jahre 1497 eben Fuchsmagen auch wesentlich einwirkte*). Die früher kurz berührten Beziehungen des Celtis zu Tiroler Kreisen**) dürften darum im Grunde wol auch von ihm angebahnt worden sein.

Wenn Fuchsmagen selbst dann auch mit C. Peutinger in Verkehr trat und demselben Inschriften schickte (vgl. Mommsen im Corpus I. L. III p. 479), so wird dabei theilweise wahrscheinlich auch die Bekanntschaft mit Celtis eingewirkt haben. Für Mommsen's Auseinandersetzung am genannten Orte könnte vielleicht auch die Notiz über W. Lazius bei Kaltenbaeck S. 74 (= Ruf S. 108) und das Gedicht des Aug. Tifernus an Fuchsmagen (vgl. A. Zingerle Beitr. S. XXXV) nicht ganz ohne Interesse sein. Obwol das Weitere über Fuchsmagen eigentlich schon über den Rahmen unserer Skizze hinausreicht, sei doch für eine künftige, gewiss wünschenswerte Ergänzung der Ruf'schen Monographie über jenen Mann noch bemerkt, dass wir aus dem Innsbrucker Codex 664 u. a. auch Fuchsmagen's Auszeichnung durch Papst Innocenz VIII. und seine Gegenwart in Frankfurt bei der Wahl des Königs Maximilian erfahren (vgl. Beitr. S. XVI, 52, 114).

Obwol er infolge solcher Bekanntschaften nun einer einseitigen Bevorzugung italienischer Hnmanisten ent-

---

Reuchlins Gedichte in Zeitschr. für vergl. Literaturgeschichte III (1890), S. 130.

*) Aschbach, Wiener Universität II, 73; Ruf 105.

**) Vgl. oben S. 145.

gegenwirkte und auf Deutsche hinwies*), gewann er doch den Ruf eines allgemeinen Beschützers der Gelehrten aller Nationen, so dass er als Maecenas, dem sämmtliche Dichter gefallen möchten, ja als der Schutzgott Aller, der Deutschen wie der Auswärtigen, gefeiert wurde. In begeisterter Weise haben dies der Deutsche Johann Spießheimer aus Franken, in Gelehrtenkreisen Cuspinianus genannt, der unter den Humanisten in Wien neben Celtis der berühmteste wurde, und der Siebenbürger Jacobus Piso zum Ausdruck gebracht**); aber auch die ganze Gedichtsammlung, die ein Innsbrucker Codex aus dem Nachlasse Fuchsmagens bewahrt hat, bildet ein lebendes Zeugnis für solche weite Beziehungen. Freilich fehlt es dazwischen auch nicht an poetischen Bettelbriefen, wie ein solcher selbst von Celtis, „Deutschlands erstem Dichter", wie er stolz dabei sich selber nennt, dort sich findet***). Nicht uninteressant ist es, wie der stolze Humanist in diesen Versen doch noch die Fabel vom Dichter Vergil als Stallknecht des Kaisers Augustus gelegentlich aufwärmt†). Der sonst besonders als Grammatiker††) genannte

---

*) Aschbach a. a. O. II, 55.

**) Vgl. A. Zingerle, Beitr. I, 119, 139.

***) Ibid. 117 (v. 11 „Ast ego, Germano qui primus in orbe poeta").

†) Vgl. über die Sage D. Comparetti, Vergil im Mittelalter (übers. v. Dütschke) 301.

††) Vgl. Fr. A. Eckstein, Lateinischer Unterricht in Schmid's Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens IV², 42, 43.

Venetianer Francesco Negri (Niger), der mit Fuchsmagen sichtlich schon unter Sigmund's Regierung in Verkehr gekommen und des Erzherzogs zweite Hochzeit auch besungen hatte*), dann der Triestiner Patrizier Petrus Bonomus, der später unter Kaiser Maximilian Bischof in seiner Vaterstadt wurde**), erbitten auch in eleganten Versen des gefeierten Rathes Schutz***). Der Friauler Paulus Amaltheus verspricht „dem berühmten Berather des Caesar", falls Maecenas er ihm werden wolle, seinerseits Verherrlichung seiner Thaten und seiner Familie, dabei auch gern im Gesang zu erklären, warum mit dem Namen des Fuchses bezeichnet er werde†). Dieser fahrende Dichter aus Friaul kam wirklich nach Wien, wo er kurze Zeit gegen einen Jahresgehalt von 50 rhein. Gulden Vorlesungen über Poetik und Rhetorik hielt††). Die auch in diesen an Fuchsmagen gerichteten Dichtungen öfter begegnenden Versprechungen eines unvergänglichen Ruhmes infolge dichterischer Verherrlichung übernahmen besonders die italienischen Humanisten frühe aus der römischen Poesie, und Janitschek bemerkt darüber treffend: „Der Humanist nahm für sich die Ehre in Anspruch, ewige Dauer des

---

*) A. Zingerle, Beitr. I, XLIX ff.

**) Aschbach, Wiener Universität II, 432.

***) A. Zingerle a. a. O. 89, 72.

†) Ibid. I, 1. Der wahre Ursprung des Namens war diesen Humanisten eben, wie leicht erklärlich, unbekannt. Sonst latinisieren sie ihn als Fuchsmagus, Fuchsmagonus, Fusemannus, Fuxmanius.

††) Aschbach, Wiener Universität II, 50.

Namens oder ewiges Vergessen desselben nach Gutdünken verleihen zu können" *). Fuchsmagen selbst scheint, obschon sonst auch schriftstellerisch thätig **), zu poetischen Versuchen infolge seiner vielen Geschäfte, vielleicht auch durch die vielen Geschenke dieser Art gesättigt, wenig Zeit gefunden zu haben. Was von ihm in dieser Beziehung zu finden ist, könnte darauf hindeuten, dass er von den sogenannten jüngeren Humanisten, deren Reihe in Deutschland ja seit Reuchlin und Celtis begann ***), und von manchen Italienern die Neigung zu Spott und Witz sich einigermaßen angeeignet hatte. Auch sein Freund Florian Waldauf, ein geborener Pusterthaler, der ob seiner Verdienste in den Niederlanden geadelt worden war und dann wiederholt Fuchsmagen auf seinem Schlosse Rettenberg bei Kolsass bewirthete †), musste solche Scherze sich gefallen lassen. Da Waldauf neben Reliquien, von denen die ehrwürdige Pfarrkirche in Hall gar manche aufbewahrt, auch gerne Raritäten sammelte, schickte ihm Fuchsmagen einmal eine große, wahrscheinlich geräucherte, Zunge mit einem im Innsbrucker Codex noch erhaltenen Gedichte des Inhaltes: Nachdem der berühmte Drache in Wilten vom Riesen Haimo getödtet und dessen herausgeschnittene Zunge den Innsbruckern geschenkt worden, sei der Vater jenes Drachenungeheuers, erschreckt ob des Schicksals

*) H. Janitschek, Die Gesellschaft der Renaissance in Italien 86.

**) Vgl. Kaltenbaeck a. a. O. 74; Ruf 107.

***) Vgl. Bursian, Gesch. der Phil. 119.

†) Ruf 99, 110, 113.

des Jungen, eilig nach Ungarn geflohen; die Zunge dieses Alten nun, eine noch größere Seltenheit, sende Fuchsmagen hiemit Waldauf, seinem Freunde*). Das scherzhafte Gedichtlein kann sich formell zwar nicht mit jenen der Italiener, so ziemlich aber mit denen des Celtis und Reuchlin vergleichen. Im zweiten Theile der Innsbrucker Handschrift, der eben diese Verse Fuchsmagens enthält, und gegenüber dem schöner geschriebenen ersten, ich möchte sagen, officiellen Abschnitte überhaupt mehr den familiären Charakter einer leicht hingeworfenen Sammlung zeigt, begegnen wir auch Gedichten an Blasius Hölzl, welcher dann 1511 Pfleger auf dem durch die einstige Gefangenschaft des Dichters Oswald von Wolkenstein so bekannten Schlosse Vellenberg bei Innsbruck wurde und ein heute noch in der nahen Kirche von Völs erhaltenes großes Bronce-Crucifix stiftete**). Auch gegenüber Hölzl blickt Scherzhaftes durch, das vielleicht ebenfalls auf Fuchsmagen zurückgehen könnte; es wird da unter Anderem sein Lieblingshund Turcus besungen — also der erste

*) A. Zingerle, Beitr. I, XXXIV. Ueber die Gründungssage des Stiftes Wilten und die Drachenzunge vgl. J. J. Staffler Das deutsche Tirol I, 494; G. Tinkhauser, Beschreibung der Diöcese Brixen II, 252, an welcher letzteren Stelle berichtet wird, dass gerade zur Zeit des Erzherzogs Sigmund jene Zunge in Silber gefasst wurde, und jetzt besonders die schöne Abhandlung von Jos. Seemüller in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1895 S. 3 ff. — Ueber andere Scherze Fuchsmagens vgl. Ruf 118.

**) Staffler, Tirol I, 531, 541; Tinkhauser, Beschreibung d. D. Br. II, 280.

nachweisbare, der den Namen „Türkl“ trug, — und dazu bemerkt, „unter den Hunden rage der Türkl hervor, wie sein Herr in nobler Gesellschaft“ *).

Haben wir so die allmäliche Ausbreitung humanistischer Bestrebungen in den Tiroler Kreisen Sigmunds, aus denen als der jüngste Hauptförderer auch der dann freilich viel weiter reichende und weitere Kreise ziehende Rath Fuchsmagen hervorgegangen war, in einem übersichtlichen Bilde vor Augen gestellt, so kann man sich wol denken, dass derartiges auch auf die Stadtschulen nicht ganz ohne Einfluss bleiben konnte. Dass z. B. die Schule der alten Landeshauptstadt Meran, die in ihrer mit Beihilfe des Hofrathes v. Schönherr pietätvoll renovierten fürstlichen Burg noch heute so manche Andenken an Erzherzog Sigmund wahrt **), zu jener Zeit in hohem Ansehen stand, geht aus einem im Jahre 1495 vom Bürgermeister und löblichen Rathe der Stadt an König Maximilian gerichteten Schreiben hervor, welches besagt, dass Edle und Unedle aus der Stadt und Umgebung, aus anderen Städten und Gegenden ihre Söhne nach Meran in die lateinische Schule schickten ***).

---

*) A. Zingerle, Beitr. I, XXXV. Die Entstehung des Hundenamens erklärt sich aus den damaligen Verhältnissen; die gefährlichen Türken mit ihren Raub- und Eroberungszügen werden in den vorhergehenden ernsten Gedichten öfter erwähnt.

**) Vgl. D. v. Schönherr, Die alte landesfürstliche Burg in Meran (Meran 1875).

***) Arch. Meran Nr. 1, Schulsachen. Nach einer freundlichen Mittheilung des Stadtschulrathes Al. Menghin, von

Schauen wir auf Alles zurück, was auf diesen Gebieten unter dem sichtlichen Schutze Sigmunds in Tirol sich entwickelte und die nachfolgenden Bestrebungen des Kaisers Maximilian, in dessen Bildung der Anhauch des Alterthums wiederholt hervorgehoben wurde*), wesentlich vorbereitete, so werden wir das begeisterte Lob begreiflich finden, das Tiberinus, des Bischofs Hinderbach Freund, in die Worte ausklingen ließ:**)

Donec sol primo surget contrarius orbi
Lunaque mutatis dum menstrua cornibus ibit
Et dum lenta trahunt septem sua plaustra triones,
Virtutes laudesque tuae per saecula uiuent.

---

welchem seitdem eine interessante Studie über die latein. Schule in Meran veröffentlicht wurde (Meran 1894).

*) Voigt, Wiederbelebung II², 317; Bursian, Gesch. der Phil. 169; Huber, Gesch. Oesterr. III, 323; Ulmann, Kaiser Maxmilian II, 734.

**) Vgl. A. Zingerle, Beitr. 1, 139.

Inhalt.



Zu späteren lateinischen Dichtern

Beiträge zur Geschichte der römischen Poesie

von Dr. Anton Zingerle.

2 Hefte. fl. 2.60

1. Heft: Zur Imitatio Horatiana. — Ueber Ausonius. — Wiederholungen im lateinischen Hexameterschlusse in den verschiedensten Epochen und deren Entstehung. 1873. fl. 1.20

2. Heft: Ueber einen Innsbrucker Codex des Seneca Tragicus. — Zu Lucan, Silius, Martial. — Zur Behandlung des Mythos von der Bergeaufthürmung bei römischen Dichtern. — Zu Paulinus Nolanus. — Neue metrische Excurse. — Stellenverzeichnis zum 1. und 2. Hefte. 1879. fl. 1.40

Martial's Ovid-Studien.

Untersuchungen

von Dr. Anton Zingerle.

1877. 80 kr.

Beiträge zur Geschichte der Philologie

von Dr. Anton Zingerle.

I. Theil: De carminibus latinis sæculi XV. et XVI. ineditis. Prolegomena scripsit, carminum delectum e cod. Oenipont. 664 et Vindobon. Palat. 3506 edidit, indicem nominum et rerum adiecit Antonius Zingerle.

8°. 1880. LXI u. 151 S. fl. 2.—

Dom- und Stiftsschulen Tirols im Mittelalter

mit besonderer Berücksichtigung ihrer Lehrmittel

von

Dr. Anton Zingerle

z. Z. Rector der Universität Innsbruck.

1896. 27 S. gr. 8°. 40 kr.

Die Sagen Vorarlbergs.

Nach schriftlichen und mündlichen Überlieferungen gesammelt und erläutert von

Dr. F. J. Vonbun.

Zweite vermehrte Ausgabe. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verfassers und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabrisse Vonbun's versehen von Hermann Sander.

1889. XCVI u. 314 S. 8°. fl. 2.80

Der Burggräfler.

Bilder aus dem Volksleben von Karl Wolf. Mit Zeichnungen von Karl Jordan.

1890. IV u. 178 S. 8°. fl. 1.40, geb. fl. 2.—

Burgen und Schlösser in der Umgebung von Bozen.

Von Othmar Erber.

Mit 42 Abbildungen von Burgen von Wilhelm Humer.

1895. XX u. 193 S. kl. 8°. fl. 1.—, geb. fl. 1.60

Schlösser und Burgen in Meran und Umgebung.

Von Cölestin Stampfer O. S. B.

Mit 35 Abbildungen von Burgen von Wilhelm Humer.

1894. VI u. 191 S. kl. 8°. 80 kr., geb. fl. 1.50

Die Römer-Funde und die römische Station in Mais bei Meran.

Von Dr. B. Mazegger.

Mit Titelbild, 26 Abbildungen und einer Karte.

1896. fl. 1.80

